Der Herr sagte zu Samuel: „Gott sieht nämlich nicht auf das, worauf der Mensch sieht. Der Mensch sieht, was vor den Augen ist, der Herr aber sieht das Herz.“

Der Fuchs sagte zum kleinen Prinz: "Man sieht nur mit dem Herzen gut. Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar."

DIE STEINCHEN

Ich schaue mir meine unzähligen Bilder an und denke: „Ist das wirklich alles so“? So glatt, so schön, so fröhlich, so strahlend? Natürlich nicht immer! Aber was soll's? Ich fege und streiche alles andere einfach weg. Alles, was nicht schön ist.

Ich sehe meine ausgestreckte Hand vor mir, die waagrecht, ein großes Bild hält. Das Bild besteht aus vielen, vielen, kleinen Steinchen. Jedes Steinchen bedeutet etwas Erlebtes aus meinem Leben. Ich schüttle das Bild ganz kräftig und alles Erlebte, das nicht schön war, fällt einfach runter. Nur nicht das, was jemanden absichtlich wehgetan hat. Das bleibt schon kleben! Am Ende habe ich ein wunderschönes Bild. Glatt, fröhlich, strahlend. Ich habe niemanden absichtlich wehgetan.

Was habe ich davon alles zu behalten? Ich glaube, dass tun viele alte Leute. Das sieht man ihnen auch an den Gesichtern an, verhärmt, unfreundlich und unglücklich. Den Augen fehlt der Glanz. Mutter Theresa, sagt man, hatte Glanz in ihren Augen bis zu ihrem Tode. Na gut! Jetzt liegt mein halbes Leben auf dem Boden. Das Bild ist schön. Stimmt! Meine Augen? Weiß ich nicht. Zu stark geschminkt. Bin ich jetzt zufrieden? So restlos? Nein! Ich hebe die Steinchen auf. Eines nach dem anderen.

1. STEINCHEN *(Zwiebel und Fröhlichkeit)*

Ich sehe ein Bild vor mir:

Ich bin drei Jahre alt. Einzelne Bilder prägen sich ein.

Ich sitze im Morgengrauen auf einer Pferdekutsche, vorne, später muss ich nach hinten. Bei meiner Großmutter auf dem Land. Es geht zum Weingarten. Der ist acht Kilometer weit entfernt. Alle machen irgendwelche Vorbereitungen. Laden große Fässer ein, packen Proviant ein und verstauen die riesige Plane. Die ist wichtig. Falls es regnet. Man setzt sich dann darunter, eng beieinander. Es riecht nach Zwiebel und Fröhlichkeit. Man isst Brot, Speck und Zwiebel. Darum der Geruch. Es wird auch Sliwowitz getrunken. Darum die Fröhlichkeit. Aber auch schon vorher gab es sie, die Fröhlichkeit. Ich sehe zwei riesige Pferdehinterteile vor mir. Den Rest sehe

ich nicht. Bin zu klein. Die Pferdehinterteile glänzen von den aufkommenden Sonnenstrahlen. Sie scheinen warm zu sein. Mir ist kalt. Ich habe ein hellblaues Westchen an, von meiner Tante gestrickt. Es glänzen nicht nur die Pferdehinterteile, es glänzen auch die Dachziegeln unseres Hauses und die der Stallungen, noch feucht vom Morgentau. Aber nicht alle. Manche sind durch Holzlatten ersetzt. Die glänzen nicht. Das Holz saugt den Tau schnell auf. Langsam kommt die Sonne raus. Groß, rot.

"Es wird windig" sagt jemand.

„Das ist gut", sagt jemand anderer, "es wird uns bei der Arbeit nicht heiß. Die Plane können wir da lassen".

"Schade", denke ich.

Warum ist dieses Steinchen auf dem Boden? Vielleicht, weil mir kalt war? Ich hebe es auf.

2. STEINCHEN *(Die liebe, sanfte Großmutter)*

Ich hebe das nächste auf. Ich sehe das nächste Bild vor mir: Ein paar Jahre später...

Ich bin wieder bei meiner Großmutter. Es ist Sommer. Ich bin mit einer Freundin, irgendwo auf einer Wiese. Da entdeckten wir Wilderdbeeren. Ganz klein sind die. Verschämt verborgen zwischen dem Klee, dem wilden Weizen, den Kornblumen und den sonstigen Gräsern. Wie kleine, rote Perlchen, wiegen sie sich unmerklich hin und her. Sie riechen so gut, und es summt überall. Es sind aber nicht viele. Wir müssen weiter, immer weiter um sie zu finden. Es ist bestimmt schon Mittag.

Oh Gott! Mittag!

Haben wir nicht die Kirchenglocken gehört, die immer Mittags läuten? Wir gingen so weit, dass wir nicht einmal die vereinzelt knienden Bauern sehen, welche nicht nach Hause zum Mittagessen gingen. Die essen hier, im Feld, ihr mitgenommenes Mahl, in weiße, meist mit rotem Rand, selbstgewebte Tücher verpackt. Der Rand ist manchmal blau. Aber selten. Wenn sie die Kirchenglocken läuten hören, kniend, mit gesenktem Haupt, beten sie vorher zu Gott.

Wir laufen. Die Bauern knien nicht mehr. Sie sitzen nicht und essen auch nicht. Sie arbeiten. Leise. Manchmal hört man das stumpfe Geräusch des Schleifsteines, der die Sense schleift und dan hellen Klang des Hammers der die Sense begradigt.

Schnell! Man darf nicht zur Mittagsstunde woanders als zu Hause sein. Zumindest nicht wir Kinder. Das Schlimmste ist, in einem anderen Haus zu sein, wenn dort gegessen wird.

Schnell! Die scharfen Gräser tun meinen nackten Beinen weh. Schnell!

Außer Atem mache ich das Tor unseres Hofes auf... und dahinter...versteckt, nein, Großmütter verstecken sich nicht! Sie war einfach nur nicht an der Tür.

Also doch versteckt meine liebe, sanfte Großmutter, mit einem ganz dünnen Rütchen in der Hand. Ich glaube, sie nahm es von dem nebenstehenden Fliederbusch. Schön säuberlich die Blätter entfernt (also vorsätzlich, denke ich heute).

Sie schlug mich tatsächlich auf meine nackten, dünnen Beinchen. Das erste und letzte Mal in unserem Leben. Ach, das tat weh! Ja, es hatte auch meinen Beinen wehgetan, aber meiner lieben, sanften Großmutter....!

Kein Wunder, dass dieses Steinchen auf dem Boden lag.

Ich lege es auf das Bild zurück. Ganz behutsam.

Ach ja! Wie ich mir wünschte auch so lustige, gefaltete, lange Röcke wie die anderen kleinen Mädchen zu tragen! Jetzt, wegen dem Fliederrütchen und dort wegen den scharfen Gräsern. Sonst auch. (Damals trugen kleine Mädchen keine "Bubenhosen".) Mein Röckchen reichte gerade über mein Unterhöschen. Ich kam aus der Stadt. Dort trugen kleine Mädchen, keine lustige, gefaltete, lange Röcke.

Ja, die Stadt! Zagreb. Es gibt ein Lied, ein Volkslied: " Weiße Zagreb Stadt" - (Beli Zagreb grad!)

Ich liebe dieses Lied. Ich liebe diese Stadt.

3. STEINCHEN *(Die Gräfin Mariza und die Außerirdischen)*

Nächstes Steinchen. Das ist ein Zagreb-Steinchen.

Ich bin im Kindergarten. Viele, kleine Mädchen sind um mich herum. Alles riecht nach Buchsien. Die sind riesengroß. Nein, wir sind klein. Wie in dem "Geheimen Garten". Heute noch, wenn ich an Buchsien rieche sehe ich mich in meinem kurzen gelben, seidenen Kleidchen mit den anderen kleinen Mädchen zwischen den Buchsien tuscheln und kichern. Machen große Mädchen auch. Wie lustig!

Eigentlich mag ich dieses Erlebnis. Warum liegt das Steinchen auf dem Boden? Damals bemerkte ich das erste Mal, dass ich „gut“ bin. Ja, gut! Jeder kann über sich denken wie er möchte!

Ein neues Mädchen kam in unseren Kindergarten. Sie stand abseits, allein mit traurigem Gesicht. Ihr Kleid war auch nicht aus Seide, wie meines. Das bemerkte ich gleich. Meine Mama nähte es selbst für mich. Für sich nähte sie auch. Darum waren wir immer schön. Aber ich wusste, dass nicht das „gut“ bedeutet.

Meine Mama war schön UND „gut“. Sie gab den Bettlern immer in ihre zesprungenen, weißen Blechdosen, Geld. Damals gab es kein Plastik. Aber die Bettler benuzen auch heute noch die Blechdosen. Da hört man den Klang vom reingeworfenem Geld. Nicht, dass sie das nicht sehen, es betteln nicht nur blinde Bettler. Nein, das ist rein psychologisch. Für den Gebenden gedacht. Erstens, die kaputte Dose vermittelt das Gefühl der wirklichen Armut, außerdem hört man selbst gern den Widerhall der eigenen Großzügigkeit. Lernen die das in so einer Bettlerschule?

Meine Mama ließ mich auch immer von unserem Küchenbalkon aus der in den Hof schaute, in Papierchen eingewickeltes Kleingeld zu den singenden, oder auf irgendeinem Instrument spielenden Menschen, werfen. Das sind keine Bettler, wie meine Mama sagte, die arbeiten für ihr Geld.

Ich hörte wie die anderen kleinen Mädchen sprachen:

"Schau die dort! Sie macht sich wichtig!"

"Nein" sagte ich, "sie macht sich nicht wichtig, sie ist allein und sie ist traurig".

Ich ging zu ihr. Ich wollte sie an der Hand nehmen. Das traute ich mich aber nicht. Ich lächelte sie an und fragte wie sie hieße.

"Mariza", sagte sie.

Früher, ganz früher, trugen nur Bäuerinnen diesen Namen. Er galt als nicht fein. Ich erzählte das meinem Vater.

„Nein“, sagte er, „im Gegenteil, es zeigt, dass ihre Eltern gebildet sind. Das ist der Name einer Operette von Emmerich Kàlmàn. Benannt nach der Hauptperson „Gräfin Mariza“. Nur bei uns heißt es nicht mehr „GRÄFIN Mariza“ sondern nur mehr "Mariza". Die Kommunisten schafften das ab. Es gibt keine Adeligen mehr. "Aber ich werde sie", sagte mein Vater mit einem Auge zwinkernd, „immer GRÄFIN Mariza nennen"!

Ich war ein wenig verwirrt. Die Kommunisten sind doch die Guten. Warum zwinkert mein Vater? Vielleicht weil er noch aus der alten Zeit war? Er sang als Kind selber im Kinderchor der Zagreber Oper. Darauf war er sehr stolz. Damals hieß es „GRÄFIN Mariza."

„Die alten Leute hängen an der Vergangenheit", dachte ich. Mein Vater war damals achtundzwanzig Jahre alt.

Vielleicht auch deshalb, weil er von einem Grafen abstammte. Einem russischen Flüchtling, nach der großen Revolution. Das wusste ich damals alles. Revolution war das wichtigste, häufigste und erhabenste Wort. Früher war er stolz darauf, dass sein Vater ein Graf war. Später prahlte er nicht mehr damit. Irgendwie vertrug sich das nicht mit der Revolution. Das wusste ich auch.

Auf jeden Fall, Mariza wurde meine beste Freundin, und immer wenn ich die fröhliche Operette höre, denke ich an Mariza. Und an Varazdin, “Komm mit nach Varazdi....!“ Ich habe auch ein Varazdin-Steinchen! Heute heißt die Operette wieder "GRÄFIN Mariza" und mein Vater hätte wieder mit seiner Abstammung geprahlt.

Warum ist dieses Steinchen tatsächlich auf dem Boden? Wegen der Revolution? Nein! Ein Kind berührt das nicht wirklich. Obwohl, das waren schwere Zeiten.

Die Väter vieler meiner Freundinnen waren im Gefängnis. Oh nein, sie waren keine Verbrecher. Die waren nur verwirrt. Wie ich damals, wegen der Gräfin Mariza und dem Zwinkern meines Vaters. Da waren alle glücklich, dass sie lebend aus dem Krieg kamen und dass der Krieg vorbei war, und das alles dank der Russen, unserem großen Bruder, wie es hieß. Dann auf einmal durfte

man nicht mehr für die Russen sein. Beim kleinsten Verdacht holte man die Väter und brachte sie auf Goli Otok. Goli Otok heißt und ist die „nackte Insel“. Da gibt es nur Steine. Richtig große, nicht wie meine - Steinchen. Wo die Gefangenen bekanntlich ihrem "Handwerk" nachgehen können - Steine klopfen! Ich hatte die Insel schon auseinander geklopft gesehen, so viele Väter waren dort. Zwischen drei bis sechs Jahre lang. Man sprach mit verängstigter Stimme immer wieder das Wort: KOMINFOR (Kommunistisches Informationsbüro) - Jugoslawiens Revolte gegen Moskaus Hegemonie.

Unter den kleinsten Verdacht fiel auch zum Beispiel, den Kindern russische Namen zu geben. Oh-oh! Das bin ich! Vesna heißt auf russisch „Frühling“ und ist ein Synonym für Jugend und Erwachen. In der slawischen Mythologie, heißt die Frühlingsgöttin Vesna. Kurz vor Ende des Krieges und kurz danach gaben viele Eltern den Mädchen diesen Namen. „Vorkriegs-Vesna-s“ gab es nicht. Der Name war so gut wie unbekannt. Es wäre sehr komisch gewesen eine Großmutter die Vesna hieß, zu treffen. Dann verschwand dieser Name. Traute sich keiner mehr. Erst nach Jahrzehnten kam der Name wieder in Mode.

Dann kamen noch die schönen, russischen Lieder dazu: Das „Lied der Wolgaschlepper“, „Moskauer Nächte“, „Kalinka“, „Katjuscha“...! Die sang mein Vater besonders gerne, er, mit seiner Opernsängervergangenheit, und erst Abstammung! Laut, durch das ganze Haus.

Meine Großmutter, also seine Mutter, die mit dem Hut (die andere, die liebe, sanfte mit dem Rütchen, hatte immer ein schwarzes Kopftuch auf) sagte immer, dass er (mein Vater) mehr Glück hätte, als Verstand. Er war aber auch feige. Er mied seine besten Freunde die gerade von Goli Otok kamen, von der nackten, zerschlagenen Insel.

Angst frisst nicht nur die Seele auf, Angst frisst auch den Charakter auf! Nicht immer! Darum war das Steinchen auf dem Boden. Denke ich.

Aber auch vielleicht wegen der Sache mit den Außerirdischen. Da hatte ich große Angst. Mehr als vor der Revolution und den russischen Liedern.

Da hieß es auf einmal, die sind da. Man saß den ganzen Abend mit erhobenem Kopf Richtung Radio und hörte zu. Erhoben, weil das Radio immer hoch oben stand. Oben, auf irgendeinem Kasten. Weil oben der Empfang gut war. So sagten sie. Die in den ganz oberen Stockwerken, hatten die ihn in normaler Höhe? Das wusste ich nicht. Hätte ich aber gerne gewusst. Wir wohnten in einem einstöckigen Haus. Da gab es nicht viel „oben“. Und warum schaute man immer in Richtung Radio? Das ist doch kein Fernseher! So etwas gab es zu dieser Zeit nicht. Nicht einmal in Amerika.

Ach ja, Amerika. Dort landeten die Außerirdischen. Das Wort „Roswell“ hörte man die ganze Zeit Am 4. Juli 1947, landeten zwei fliegende Untertassen, hieß es. Bei uns sagt man „Teller“. „Fliegende Teller“. Das war noch bedrohlicher. Ganze Teller. Untertassen sind niedlicher. Gut, Amerika ist weit weg. Aber diese Tellerpiloten können alles. Dann kommen die nächsten...! Instinktiv schaute ich hinauf, aber nicht um Radio zu hören sondern um in das Gesicht meiner Mama zu sehen. Da würde ich schon sehen

wie ernst die Lage ist. Entspannung! Nicht nur ihr Gesicht, sondern auch ihr Mund sagten die Worte:

"Ach, Unsinn. Ich habe gelesen, dass die Amerikaner dort Tests für ihre Flugkörper machen, eigentlich Ballons für die Wetterforschung, in Wirklichkeit Spionageballons".

Zu dieser Zeit war Spionage hochaktuell. Nicht nur zu dieser Zeit.

Das beruhigte mich. Ich stellte mir vor es wären rote, blaue und gelbe Luftballons. Zwar große, aber ein Luftballon ist ein Luftballon. Natürlich beruhigte mich das. Aber nur im Moment. Es kamen dann Bilder in die Zeitungen mit einer komischen, weißen Gestalt, mit großem Kopf und schrägen Augen. Liegend, auf einem Tisch. In Kindergröße. Man sezierte ihn angeblich. Den Alien. Aber das wusste ich damals nicht. Ich konnte noch nicht lesen. Alien hieß er damals auch nicht. Mit der Zeit hatte ich aber keine so große Angst mehr. Erstens, gewöhnte man sich daran, dass es so etwas gibt und zweitens, lag er jetzt dort auf einem Tisch. Wie ein Kind. Dort in Amerika. Ich hatte Vertrauen in meine Mama. Es zeigte sich auch, dass sie nicht nur schön und gut war, sondern auch klug.

Wenn ich denke, dass manche Menschen heute noch an das „Roswellwunder" glauben! Ja, sie war auch klug.

4. STEINCHEN *(Mein Großvater)*

Das liegt daneben. Die Steinchen wissen wo sie verwandte Seelen finden.

Ja, das Radio! Mein Großvater.

Oh, das ist eine lange Geschichte. Er war der jüngste Bruder von vier Brüdern. Bei der Aufteilung des Erbes zog er den Kürzersten. Das war schon schlimm, aber nicht so schlimm wie die Tatsache, dass man nur ihn in den Krieg schickte. In den „Ersten Weltkrieg". Die anderen waren schon verheiratet. Sie durften bei ihren Familien bleiben. Das war der sogenannte "humane Krieg". Ich glaube einfach nicht, dass man einen Krieg „human" nennen kann. Oder vielleicht doch? Denn was danach kam...!

Er geriet in Gefangenschaft. In Deutschland. Natürlich! Wo sonst? Immer diese Deutschen. Die „Unmenschen". Er verbrachte vier Jahre bei diesen „Unmenschen". Auf einem Bauernhof. Die „Unmenschen" bemerkten aber nicht gleich, dass er auch ein „Unmensch" ist (weil ALLE, aber wirklich ALLE Menschen GLEICH sind) und behandelten ihn menschlich. Gelehrt hatten sie ihn auch. Nicht nur die deutsche Sprache.

Dann kam er zurück in sein Dorf. Da zeigte es sich warum man die dort im „schönen deutschen Lande" "Unmenschen" nannte. Einfach - NEID!

Die schaffen alles, was sich die anderen wünschen. Nämlich, Wohlstand! Um mehr zu haben als andere. Um dann von obenherab „unmenschlich" auf andere schauen zu können? Wozu sonst der Wohlstand? Gut, Kinder müssen geschult werden und warm soll es auch sein. Aber mehr als ein Brot pro Tag man kann gar nicht essen! Ein kleines Dach reicht um den Kopf zu bedecken.

Ein Kleid reicht auch, um die Scham zu bedecken. Dort irgendwann reichte den beiden auch ein Feigenblatt!

Ja, genau da fing das ganze Elend an. Mehr zu haben als man braucht. Von wegen der Wunsch nach Erkenntnis! Mehr als Gott zu sein oder zumindest gleich, darum aßen sie den Apfel!

Ach, das geht schon zu weit. Also, mein Großvater kam zurück und siegte! Er kaufte das erste Haus im Dorf samt dem einzigen Geschäft in der ganzen Umgebung. Von einem Juden. Man nannte ihn danach immer "Jude". Nicht nett gemeint. Die gleiche Sache wie mit den "Unmenschen". Weil sie tüchtig sind, und sich gegenseitig mehr helfen als wir "Menschen" und dadurch auch mehr erreichen als wir „Menschen".

Wären die Juden arm gewesen, Hitler hätte sie am Leben gelassen. Schrecklich, so etwas auch nur auszusprechen!

Was heißt das, am „Leben lassen"?

Wer, wen? Sind wir Götter?

Nein, das ist schon zuviel!

NEIN, zuwenig!!!

Aber man kann sie nicht mehr ins Leben zurückholen. Um die Schule zu beenden. Um die erste Liebe zu erleben, oder die zweite und die dritte. Das eigene Kindchen aufwachsen zu sehen, vorher sein zerschundenes Knie pflegen, das es sich beim Fussballspielen zugezogen hat. Oder „Bar Mizwa" zu feiern und Anne Frank ihr Tagebuch beenden zu lassen.

Oh Gott! Wie konntest du das gerade deinem „auserwählten" Volk antun? Ich weiß, du antwortetest Esra auf seine Frage:

„Warum hast du dein einziges, auserwähltes Volk Heiden preisgegeben"?

„ Gottes Wege sind unergründlich. Der menschliche Geist vermag nur weniges zu erfassen."

Schön, schnell kaufte mein Großvater fast das halbe Dorf auf. Sowie die Ländereien rundherum. Das erste Fahrrad im Dorf hatte meine Mama. Aber was ich am meisten bewunderte waren ihre Kleider! Sie hatte sie aus Paris und München BESTELLT. Wow! Bestellt! Das war SO ein großes Wort! Es verlor dann aber etwas an "Größe", als ich erfuhr, dass sie "nur" eine von zwei Millionen Stammkunden war im Jahr 1938, beim Quelle Versand. Die dort in Frankreich und Deutschland hatten schon damals Verkaufskataloge.

Dann kam die Sache mit dem Radio.

Es kamen die Kommunisten an die Macht. Lauter Verluste! Verlorener Krieg (für irgendjemand), vorher verlorene sechs Millionen Seelen.... Nur die jüdischen, die anderen nicht gerechnet. Die anderen auch so etwa sechs, NEIN, sechzig Millionen! Verlorene Hoffnung, dass der Mensch jemals besser wird.

Und....verlorene Ländereien und alles übrige was mein Großvater schuf. Nur das Haus durfte er behalten. So und so viele Quadratmeter pro Person. Er hatte auch vier Kinder. Kommunismus ist gerecht. Nur den Laden in dem Haus musste er abgeben. Aber Kommunismus ist auch human. So wie der „Erste Weltkrieg". Er durfte drinnen arbeiten. Nur, er konnte das nicht. Das machte

seine Tochter. Das war die, die für mich die hellblauen Westchen strickte. Meine Tante. Damals war sie noch keine Tante. Sie war das junge Mädchen, welches man auslachte, weil sie nun nicht mehr die Cheftochter war. Die Heiratsbewerber wurden auf einmal rar und unansehnlich. Sie heiratete nie.

Mein Großvater konnte nicht arbeiten weil seine Beine nicht ganz in Ordnung waren. Er ging am Stock. Ich war immer fasziniert von der Farbe seiner Beine. So lustig blau-violett mit weißen Flecken dazwischen. Ich sah ihn immer in Gedanken bis zum Bauch in einem Bach stehen. Der Bach plätschert nicht. Bäche, die halb vereist sind plätschern nicht. Ich weiß nicht ob das genau so war. Aber ich wusste, dass er in Russland Stunden oder Tage im eisigen Wasser verbrachte. Er schützte das Vaterland und verteidigte es. Warum dort, irgendwo weit weg in Russland und nicht hier? Das wusste ich auch nicht.

So saß er dann Abend für Abend (Zeit hatte er, mit gutem Gewissen konnte er sich ausruhen. Das Vaterland war noch da, keiner hatte es gestohlen). Mit gesenktem Kopf (er wusste, wo das Radiogerät war), die rechte Hand auf seinen krummen, glänzenden Stock gestützt, immer mit dem schwarzen Anzug und dem weißen Grobleinenhemd bekleidet, und hörte Radio. Nein, keine armen, kindlichen Aliens interessierten ihn. Auch nicht die Lottoergebnisse. (Blödsinn, so etwas gab es damals nicht). Auch nicht ob der Stalin der bessere ist oder der Eisenhower. Die haben sich nämlich wieder zerstritten. Alle!

Man wusste wieder nicht wohin mit den "Idealen"!

Nein, meinen Großvater interessierte nur ob der König wieder zurückkommt. Nicht, dass er der treue Monarchist war. Er wollte nur, dass der König Tomislav zurückkommt und ihm seine Besitztümer zurückgibt.

5. STEINCHEN *(Der Onkel, das Genie)*

Mein Onkel, der Bruder meiner Mama und der jungfräulichen Tante.

Ihn kriegten sie nicht klein. Er heiratete auch. Er war schlicht und einfach ein Genie. Genies kriegt man nicht klein.

Erstens, gab er tatsächlich, so wie Mozart, mit vier Jahren Violinkonzerte in der Kreisstadt. Später gab es kein Geld mehr für das Konservatorium. Er wurde nur ein Lehrer, der auch auf Hochzeiten und ähnlichen Veranstaltungen spielte. Ihn lachten sie nicht aus. Er war einfach zu gut. Man genoß sein Spiel. Alle wurden aufmerksam und lauschten.

Zu dieser Zeit gab es keinen elektrischen Strom in den Dörfern. Nur Petroleumlampen. Die mit dem runden Spiegel hinter dem verrußteten Glaszylinder. Sonntags war der Zylinder nicht verrußtet. Man putzte alles blitzblank am Samstag. Für den Sonntag. Am Sonntag zog man sich schön an und ging zur Kirche. Die Hühner mussten dran glauben und es wurde musiziert. Der Onkel spielte natürlich Violine, meine Mama Harmonika, die Tante Bratsche und der jüngste Bruder auf so einem komischen Tischlein,

Zither. Er wünschte sich eigentlich ein Klavier. Das ging aber nicht. Die Kommunisten hätten das nicht gerne gesehen. Später kaufte er sich selbst eines. Ein Klavier.

Aber das war dann fast schon zu spät.

Ich mochte es besonders wenn man die Petroeumlampen auslöschte. Da verbreitete sich ein so wohliger Geruch aus. Auch die flackernden Schatten am Plafond, die liebte ich, dazu das zischende Geräusch von frischem Holz das aus dem Ofen kam.

Da mein Onkel ein Genie war, kam er auf die Idee den Strom ins Dorf, nicht einzuleiten - von wo auch, aber herbei zu zaubern! Aus irgendwelchen zwei Maschinen die in einer Entfernung von etwa zehn Metern standen, verbunden mit einem etwa zehn Meter langen Gürtel. Dynamo, nannte man das.

Und es wurde Licht!

Natürlich nur am Abend. Natürlich! Wer braucht schon so ein Dynamo bei Tag? Am Abend, um halb neun Uhr, schaltete er, der Onkel, dreimal kurz das Dynamo aus. Es blinkte dreimal. Das tat er, damit die zu Hause wussten, dass er bald Heim kommt. Um neun Uhr war dann auch das Licht aus. Das bürgerte sich dann so ein, dass alle Bauern auf das Blinken warteten und dann schlafen gingen (mit den Hühnern die den Sonntag überlebten), oder die "beleidigte" Petroleumlampe wieder heraus holten.

Er mochte es nicht, dass man ihn dort in der "Zentrale“ (so nannte man den "Zauberort") besuchte. Man munkelte, dass es da nicht mit rechten Dingen zuginge. Nicht wegen des elektrischen Stroms. Die Bauern wussten schon, dass Strom etwas normales ist, nur auf dem Land eben nicht. Nein, das war etwas ganz anderes. Dort sollte eben keiner hinein.

Das mit dem "nicht-hinein-dürfen" begann schon viel früher. Aus der ganzen Umgebung brachte man ihm die kaputten Uhren zur Reparatur. Gross oder klein. Egal. Die Uhren meine ich. Das war nicht so verwunderlich, gut, er ist musikalisch und technisch begabt. Aber das wunderliche fing damit an, dass KEINER dort hinein durfte wo er die Uhren reparierte! Und es gab keine Uhr die er nicht zu reparieren wusste. Ob die Teile fehlten oder nicht. Er reparierte einfach ALLES. Nicht nur Uhren. Aber keiner durfte zuschauen!

Er konnte auch Menschen hypnotisieren! Ja, wirklich! Er hatte auch viele Bücher auf denen auf dem Umschlag Männer mit ganz bösen Augen abgebildet waren. Mir gab er einmal eine Lektion. Ich probiere es bis heute, ich habe es aber noch nie geschafft. Ich mache aber weiter. Vielleicht gelingt es mir einmal. Nein, nicht zu hypnotisieren, etwas "einfacheres".

Wenn ich es will, dass sich wer umdreht, muss ich "nur" sehr konzentriert auf denjenigen Hinterkopf schauen und mir eine Schiene zwischen diesem Hinterkopf und meinen Augen vorstellen. Auf diesen Schienen schicke ich in meiner Vorstellung kleine Wagons los, die in gleichmäßigen Abständen an seinen Hinterkopf stoßen. Auf den Wagons sind Wörter (so etwa wie ein Ladegut) und die Wörter sagen: "Dreh dich um... dreh dich um... dreh dich um.....!"

6. STEINCHEN *(Der blonde Bruder mit der Zither)*

Ja, der andere Bruder! Der Jüngste. Der mit der Zither.

Sie waren sich ähnlich, meine Mama und er, die beiden Blonden. Die anderen zwei, die Schwarzhaarigen waren robuster. Sie blieben im Dorf und kämpften sich durch. Das war auch nicht SO schwer in der gewohnten Umgebung, auf eigenem Terrain. Die Blonden gingen in die Fremde. Nein, kämpfen mussten sie nicht. Außer im Krieg. Aber da kämpfen alle. Als wenn das eine Erleichterung wäre?! Die sanften müssen meistens nicht kämpfen. Ich kämpfte auch nie. Aber Entbehrungen waren schon notwendig. Der Bruder, der Blonde, ging in eine Musikschule. Er heiratete und bekam eine Tochter. Er bekam auch Tuberkulose wegen den Entbehrungen. So wie meine Mama auch. Das war damals sehr verbreitet, wegen den Entbehrungen. Ein Klavier kaufte er sich auch.

Leider auch ein Motorrad.

Ich war wieder bei meiner Großmutter auf dem Land. Oder noch immer.

Das war auch immer so. Kinder sind immer bei den Großmüttern. Wenn sie Glück haben wie ich, leben die Großmütter auf dem Land. Das waren die schönsten Jahre überhaupt. Für alle. Die Großmüttern waren überglücklich, die Großväter auch. (Apropos "Großväter", da muss ich einwenig vorgreifen. Aber nicht jetzt, ein bisschen später). Die Eltern konnten ihren Beschäftigungen nachgehen oder die Schulen beenden. Das war auch damals so. Man „schwänzte“ die Schule, aber man saß nicht irgendwo an einem Bach versteckt, sondern in irgendeinem Graben und schoss auf andere "Schulschwänzer". Manche kamen gar nicht mehr zurück. Nicht zurück in die Schule und auch sonst nirgendwo hin zurück.

Die Kinder waren am allerglücklichsten. Die Mamas kamen oft wohlduftend, mit schöner, neuer Frisur, bunten Bonbons und bunten Luftballons. Kleine, nicht solche wie die von den Aliens. Wenn man Glück hatte, auch mit einer neuen Gipspuppe. Schon angezogen, aber die Mama zeigte mir wie man aus einem Tüchlein für die Puppe ein neues Kleid machte: Das Tüchlein faltet man einfach zusammen und in die Mitte der Falte schneidet man ein Loch. Fertig! Dann bindet man noch ein schönes Gürtelein um die Taille. Wenn möglich, farblich passend. Zum Beispiel, ein grüner Gürtel zu einem blauen Kleid, das geht nicht! Das war sehr verpönt.

Wenn die Großmutter Glück hatte, schaffte ich es dicht zu halten und nicht zu verraten, dass ich mir NICHT JEDESMAL vor dem zu Bett gehen die Füße wusch. (Leicht war es nicht immer. Meine Mama konnte schon sehr hartnäckig sein.) Die Großmutter meinte, hier wäre nicht so ein Dreck wie bei euch in der Stadt. Hier wären nur wir und die Hühner und dort weiß Gott was nicht alles. Mit dem Zähnenputzen musste ich nicht lügen, nach jedem Gang zur Toilette Hände waschen auch nicht. Oh, da war sie fast strenger als meine Mama:

"Man greift nicht Gottes Brot mit ungewaschenen Händen an!“

Da gab es auch noch andere "Sünden". Ich mochte zum Beispiel keinen Paprika und keinen Kohl essen. Ausgerechnet das wollte meine Mama, dass ich esse. Natürlich log ich dann. Nicht nur wegen der Großmutter. Es lag in meinem eigenen Interesse.

Eines Tages hörte ich Motorlärm im Hof. Das war nicht ungewöhnlich. Aha, der „Kombei“ (eine Riesenmaschine, die konnte einfach alles auf dem Feld machen), war heute bei uns. Das Ding machte eine Runde durch das ganze Dorf. Ungewöhnlich war es, dass ich den blonden Onkel auf einem großem Motorrad sitzen sah. Von da kam der Lärm. Wo er eigentlich in Zagreb sein sollte. Noch ungewöhnlicher war, dass meine Großmutter bei seinem Anblick, statt sich zu freuen, zu weinen anfing. Und zu schimpfen.

Er war tuberkulosekrank und musste jede Anstrengung meiden. Schon gar nicht durfte er von Zagreb bis hierher zweihundertfünfzig Kilometer mit einem Motorrad fahren und arg ins Schwitzen kommen. Das wusste ich alles. Auch wegen meiner Mama. Sie musste sich auch immer schonen. Mein Onkel war damals siebenundzwanzig Jahre alt.

So stolz, mit gerötetem, strahlenden Gesicht saß er auf diesem Motorrad. Mit einem dunkelbraunen Helm am Kopf und großer Brille auf den Augen. Nein, das war kein Helm, so eine dicke Lederkappe war das. Sie ging ihm tief, bis über die Ohren. Und er lachte. Lachte stolz seinen jugendlichen Übermut und seine Lebensfreude hinaus.

Er starb mit achtundzwanzig Jahren. Auf seinem Grabstein ist ein zersprungenes Bild, das ihn im Profil zeigt, am Klavier sitzend. Eine Inschrift ist auch zu lesen:

"Hörst du, hörst du, du Zauberflöte, wie meine Lebensfreude vergeht? Für dich habe ich gelebt, für dich bin ich gestorben."

7. STEINCHEN *(Branka)*

Der Onkel hinterließ eine kleine Tochter. Sie heiß Branka.

Nach ihrer Geburt, der Onkel lebte damals noch, weinte meine Mama sehr. Zuerst wunderte mich das, aber später wusste ich warum. Es erinnerte sie zu stark an eines ihrer Erlebnisse. Nur Erlebnis zu sagen ist gar nicht schön, gar nicht genug, für das was sie erlitt. Es hätte mich auch ein wenig gewundert, dass sie doch an sich selber dachte bei SO einem Ereignis wie der Geburt des Kindes ihres Bruders. Sie stellte sich sonst nie in den Vordergrund. Sie ermahnte mich immer, ich sollte ja gut zuhören wenn andere Menschen etwas erzählen. Auch wenn es nicht sehr interessant ist was sie sagen. Die Seele spricht aus den Menschen wenn sie erzählen und eine Seele müssen wir immer beachten. In diesen Momenten, nicht an sich selber denken. Zuhören! Und versuchen ALLES zu verstehen!

Vor mir gebar meine Mama ein anderes Kind. Ihre Erstgeborene. Ein kleines Mädchen. In Belgrad, im Krieg, im Winter. Das Mädchen erfror. Mein

Vater erzählte, dass sie, meine Mama, wochenlang bei Schnee und Regen auf dem kleinen Grab lag und weinte.

Mein kleines, zwei Wochen altes, verstorbenes, erfrorenes Schwesterchen, hieß - Branka.

8. STEINCHEN *(Der liebe Gott passt auf mich auf)*

Meine Mama sagte immer, dass der liebe Gott sich schuldig fühlte weil er nicht gut auf ihr Baby aufpasste (er hatte auch viel zu tun zu dieser Zeit), darum passt er um so besser auf mich, ihr zweites Baby, auf.

Wir wohnten in Belgrad. In einem kleinen Haus das neben einem ganz großen stand. Der Vater war untertags nicht da. Er musste untertags Krieg führen. Später kam er am Abend auch nicht nach Hause.

Weil Krieg war, warfen sie sehr oft Bomben auf die Stadt. Aus der Luft, aus ganz lauten Flugzeugen. Weil die so laut waren, hörte man sie schon von weitem. Da schaltete man ganz laute Sirenen ein, als Warnung, damit sich die Menschen, in den sogenannten Luftschutzkellern verstecken konnten. Die waren immer in solchen hohen Häusern, wie das neben uns. Weil das so oft vorkam, gewöhnte sich meine Mama und die anderen daran, und sind nicht immer in diese Keller gegangen. Manche schon, aber meine Mama nicht. Am Ende gar nicht mehr.

Eines Tages backte sie Kuchen. So einen aus Kukuruzmehl. Damit mein Vater, wenn er nach Hause kam, müde vom Krieg führen, etwas zu essen hatte. Da ging es wieder los, das Heulen. Meine Mama nahm den Kuchen aus dem Backofen damit er nicht verbrannte, nahm mich und ging in das Haus nebenan.

Sie erzählte, dass sie unten angelangt nicht mehr dazu kam die Türe zuzumachen, die ging von selber zu, durch die Detonation, so nannte man das. Meine Mama übertrieb niemals. Das machte eher mein Vater.

Der Vater kam am Abend nach Hause und sah von dem kleinen Haus, unserem Haus, nur mehr einen kleinen Trümmerhaufen. Er sah noch Stücke von Mama's Nähmaschine - sie nähte immer. Nur die Eisenteile, nicht die Holzstückchen. Da er wusste, dass Mama nicht mehr in den Keller ging, dachte er natürlich, dass wir tot wären.

Meine Mama meinte, sie wusste wirklich nicht warum sie dieses Mal in den Keller ging.

Da wir jetzt kein Haus mehr hatten, und der Vater irgendwo weit weg geschickt worden war um Krieg zu führen, übersiedelte meine Mama mit mir in ein Dorf zu befreundeten Bauern. Nicht direkt ins Haus, sie wollte nicht stören, sondern ein wenig außerhalb des Dorfes. Sie hatten dort auf einem Hügel, inmitten von Weinbergen, ein ganz kleines Haus. Damit sie sich vor dem Regen schützen konnten, wenn sie in den Weinbergen arbeiteten. Sie brauchten keine große Plane.

Wieder eines Tages, nein, eines Abends, nahm mich meine Mama auf den Arm und ging hinunter ins Dorf zu den Bauern, um dort die Nacht zu verbringen. Einfach so. Sie wusste nicht warum.

Am nächsten Tag schaute sie in Richtung Hügel, auf dem man das kleine Haus sah. Aber jetzt nicht mehr. Es war nicht da. Die Leute diskutierten und einer sagte:

„Die haben sicher gedacht, dass dort so ein Versteck ist, wo sie sich heimlich treffen, die Kriegsführer".

Es gab mehrere und nicht nur einen.

„Darum warfen sie auf das kleine Häuschen eine Bombe."

Da wir jetzt dieses kleine Haus auch nicht mehr hatten, ging meine Mama mit mir zum Bauern, um dort zu wohnen.

Es war Frühling oder Sommer. Ich bin im Januar geboren. Ich konnte schon stehen, wenn ich mich anhielt. Ich stand in meinem Kinderwagen, den wir dann noch lange Zeit hatten.

Ich kann mich an diesen Kinderwagen noch gut erinnern. So rundlich, beige. Der Wagen war klein, aber hoch, da er auf ganz großen Rädern stand. Fensterchen hatte er auch, gelblich, nicht aus Plastik, das gab es ja damals nicht. Erwähnte ich schon. Kautschuk, hieß das. Nur die Fensterchen waren nicht mehr ganz. Die hatten kleine Löcher. Und schon wieder, eines Tages...! Das war so:

Ich stand im Kinderwagen, mich anhaltend, draußen im Hof. Meine Mama arbeitete gerade in den Stallungen, sie half natürlich den Bauern. Plötzlich, ihre Arbeit ohne Grund unterbrechend, kam sie zu mir und nahm mich aus dem Kinderwagen. Nur ein paar Minuten später fielen, nein, flogen ein paar Schüsse, genau durch die Kautschukfensterchen. Dort wo ich stand.

Nein, meine Mama übertrieb nie, der liebe Gott passt wirklich besonders gut auf mich auf.

Danke, lieber Gott!

9. STEINCHEN *(Der Maksimir Park)*

Dann war der Krieg aus. Die hörten auf sich zu streiten, vorerst…!

Mein Vater durfte mit seiner neuen Familie zurück in die schöne Zagreb Stadt, zu seiner Familie. So wie die anderen Väter auch. Aber nicht alle…! So um die siebzig Millionen kamen nicht mehr zurück! Ich weiß, dass habe ich schon erwähnt, aber kann man das überhaupt ZU OFT erwähnen!?

Eigentlich war dort nur noch seine Mutter, die mit dem Hut. Das war auch dort, wo ich das Geld hinunterwerfen durfte, hinunter zum Nicht-Bettler, vom Küchenbalkon aus.

Da gab es aber noch einen Balkon. Der schaute nach vorne auf die Straße. Oh, das war schön. Diese Straße ist die schönste Straße Zagrebs! Sie heißt „Maksimirska ulica" (Straße). Weil am Ende der Straße der berühmte Zagreber Park „Maksimir" ist.

Dort befindet sich auch der Tiergarten, der viel größer und schöner ist als der in der Hauptstadt Belgrad. Die hatten dort auch einmal einen so großen, schönen. Aber damals als die beim Bombenwerfen waren, warfen sie auch eine auf den Tiergarten.

Was ich am meisten am „Maksimir“ liebte war der Tobogan. Der steht ganz am Anfang. Man sieht ihn gleich wenn man durch das große, breite Tor aus Eisengittern geht. Das Wort selbst – „Tobogan“, ist so großartig! Ich wusste nicht was es bedeutete, aber ich wusste was das war. Das war eine riiiieeeesige Rutsche! Die fängt in einem ganz kleinen Türmchen an, das wie mir schien den Himmel berührte, so hoch war es. Um zum Türmchen zu gelangen musste man viele, viele Stufen steigen und das immer im Kreis drehend. Immer höher, immer höher…! Man hatte das Gefühl, dass man wirklich langsam in den Himmel aufstieg. Ein wenig anstrengend war das schon.

Aber am Himmelstürmchen angelangt, fing das Vergnügen an. Nicht nur in der Betrachtung der Menschen von oben, die einem sich bewegenden Ameisenhaufen glichen, sondern von da oben sah man durch die hohen Bäume hin und wieder, einzelne, an langen Ketten befestigte Schaukeln des etwas weiter entfernt stehenden Ringelspiels. In den Schaukeln saß fast immer ein vergnüglich kreischendes, junges Mädchen mit zerzaustem Haar, geworfen von einem jungen Mann (manchesmal warfen auch ältere Männer ihre Partnerinnen) der hinter dem Mädchen ebenfalls im Ringelspiel saß und der es schaffte die Schaukel mit seinem Mädchen ganz, ganz hoch zu werfen. Das macht man so: man ziht die Schaukel ganz eng zu sich, dann im richtigen Augenblick, wenn das Ringelspiel so richtig im Schwung ist, laß man die Schaukel wieder los.

Gott, war das ein Vergnügen, für alle! Vor allem für den Jungen, dass er es schaffte sein Mädchen so hoch zu werfen. Dann für das Mädchen selbst, trotz der zerzausten Haare, glücklich über so einen sicheren Liebesbeweis. Für uns Kinder natürlich auch.

Aber ich glaube, am meisten freute sich der ältere Mann, der es schaffte seine auch zerzauste Partnerin noch höher zu werfen als der junge Mann seine zerzauste Partnerin. Wobei der Jüngeren das zerzauste Haar besser stand, denn sie hatte lange, lockige Haare. Das sah schön aus.

Die Ältere hatte auch Locken, aber ganz andere. Die waren kurz und wurden von so einer seltsamen Maschine gemacht, welche vom Plafond hing und durch irgendwelche Kabel mit dem Kopf verbunden war. Dabei entstanden so winzige Löckchen die jetzt am Ringelspiel aussahen wie die kleinen Spiralen des s.g. „Rechaud Kochers“ (ein Tischkocher mit glühenden Spiralen anstatt einer Platte) der immer schmutzig war, weil man darauf die Milch kochte, die immer überlief. Die sahen nicht schön aus – die Locken der Älteren.

Der ältere Mann war hochzufrieden mit seinem Leistungserfolg, geschafft durch den verbissenen Ehrgeiz älterer Männer und durch das schwerere Gewicht der Partnerin.

Dem jungen Mädchen war das alles egal, dem jungen Mann nicht…!

Als nächstes Vergnügen kam das Rutschen selbst. Man kann das nicht wirklich beschreiben, ich weiß nur, dass ich diese vielen Minuten (es dauerte lang, der Himmel ist ja hoch) lächelnd verbrachte. Noch heute lächle ich, wenn ich daran denke.

„Maksimir“ ist sehr groß. Heute kennt man den Namen nur mehr durch das Fußballstadion das diesen Namen trägt. Sowie durch das Fußballteam „Dinamo Zagreb“. (Ob das so heiß wegen meinem Onkel…?)

Wenn man dann weiter geht, wo eigentlich kein Park mehr ist sondern ein richtiger Wald, kommt man zu einem See, mitten im Wald. Da schwimmen die abgefallenen Blätter und die Wildenten, farblich wunderschön aufeinander abgestimmt, in verschiedenen grünen und gelben Tönen. Am Rand des Sees, im Gras, lagen die Mädchen, in züchtigen Badeanzügen und nass gewordenen Locken. Daneben standen meistens die jungen Männer mit winzigen Badehosen und eingezogenen Bäuchen.

Von unserem vorderen Balkon konnte man noch viel mehr sehen. Es ist schwer aufzuzählen, da es sich ständig änderte.

Zum Beispiel, da waren in beide Richtung fahrende, blaue Straßenbahnen. Das war nicht störend da die Straße sehr breit ist. Außerdem gewöhnte man sich daran. Die Schienen befanden sich am Rande der Straße und in der Mitte standen die geparkten Autos, aber nicht viele. Damals gab nicht viele Autos. Auf der gegenüber liegenden Seite stehen die prachtvollen Kastanienbäume. Ich hatte von unserer Seite freien Blick auf das ganze Geschehen und auf die Bäume selbst mit ihren rosa und weißen aufrechtstehenden, an Kerzenständer erinnernden Blüten. Da die Straße recht gerade ist, siht man die Prachtallee fast bis zum „Maksimir“.

An Samstagen war besonders starkes Treiben, da gleich ein paar Häuser weiter der große Wochenmarkt ist. Da sah man in der Früh sich miteinander unterhaltende Frauen mit ihren großmaschigen Einkaufsnetzen, aus welchem grüne Salatblätter, Karotten und lange Lauchstangen ragten.

Was immer sehr schön war, war das Zuhören und Zusehen der bunten Drehorgel, die ein alter Mann drehte. Der stand immer zwischen der Straße und dem Gehweg, sozusagen am Randstein, damit er niemanden störte. Das ging damals ohne Gefahr in Hundemist zu steigen. Denn damals gab es fast keine „besten Freunde des Menschen“ die man an der Leine zerrt und "Platz" brüllt, wie in den großen Städten heute. Man hatte nicht so viel Geld um auch noch den „besten Freund“ zu ernähren.

Aber am lustigsten war es an Sonntagen die überfüllten Straßenbahnen zu beobachten. Was heißt überfüllt? Da hingen die Männer wie Trauben an den Wagontüren, einer an dem anderen festhaltend. Die ganz Mutigen, fast immer nur ganz Junge und Kinder (männliche natürlich) saßen am Ende der Straßenbahnen, außen auf einer Vorrichtung. In der Mitte zwischen zwei Wagons saßen oder standen sie auch. Zahlen für diese Plätze mussten sie nicht…!

Das war Mittags, und Abends das gleiche, nur in die andere Richtung. Zufrieden oder zornig waren sie, je nachdem wie das Fußballspiel ausging.

10. STEINCHEN *(Meine Eltern und die „Gscherdenmusik“)*

Ob ich dieses Steinchen wieder auf das Bild gebe?

Ich glaube, da entfernten sie sich meine Mama und mein Papa ein wenig voneinander. Nach dem Krieg. Das ist oft so. Man hält zusammen so lange die Gefahr droht, und nachher, sucht man wieder nach Gründen um zusammen zu halten.

Mein Papa ging wieder zur Schule, und da irgendeiner das Geld verdienen musste, übernahm das meine Mama. Das war damals auch oft so. Aus irgendeinem Grund übernahmen das fast immer die Frauen. Männer sind doch wichtig und weil die so wichtig sind, nahmen sie die Sache ernst. Nämlich, ihr wieder aufgenommenes Studentenleben. Mit allem Drum und Dran. Mit Lernen, Hausaufgaben machen, sich in eine Mitschülerin verlieben…! Natürlich gab es auch Studentinnen. Das waren die Unverheirateten und dementsprechend Jüngeren. Jünger, als die Frau zu Hause. Das kam damals auch oft vor. Eine Zeitlang ging das so. Schließlich musste man von etwas leben so lange man studierte. Die „Frau zu Hause“ war nicht immer zu Hause, sie ging außer Haus um das Geld zu verdienen.

Als der Mann das Studium beendete, verdiente er dann logischer Weise selber das Geld…! Naja!

Aber nicht nur das, es ging auch um Musik. Es stellte sich heraus, dass meine beiden Eltern zwar musikalisch waren, aber nicht die gleiche Art von Musik mochten. Ich erinnere mich, dass mein Vater, in nicht nettem Ton, des öfteren sagte, dass ihm diese ewige „Bauernmusik“ im Radio auf die Nerven

ging. Eigentlich sagte er nicht „Bauernmusik“, sondern er benutzte einen Ausdruck wie ihn die Österreicher benutzen: „Gscherdenmusik.“

Aber mit dieser „Gscherdenmusik“ hatte meine Mama großen Erfolg.

Sie arbeitete bei der Luftschutzbasis in Zagreb. Da sie im Krieg Offiziersstatus hatte, nahm man sie da gleich auf. Für mich war das immer sehr komisch. Meine überaus zarte, sanfte, hübsche Mama, als Offizier! Sie meinte, dass war deshalb weil bei diesen Partisanen wenige Leute eine abgeschlossene Schule hatten, z.B. die Abitur wie meine Mama. Und ausserdem der Kommunismus förderte die Aktivitäten der Frauen. Erstens, weil es gern gesehen haben wenn sich „alle vereinigen“, zweitens, um dem „bösen“ Kapitalismus zu entsagen, indem auch der letzte bürgerliche Anschein, wie die „Frau NUR am Herd“, vernichtet wurde.

Das war gut so. Nicht direkt für die Frauen damals, sondern für die zukünftigen Generationen. Die profitierten und profitieren noch weiter von der doppelten Belastung welche die Frauen damals hatten. Nämlich die Aktivitäten außerhalb des Hauses und drinnen am Herd.

Oh, das stärkte sie sehr, die Frauen. Die Männer nicht. Die wurden schwächer. Immer schwächer, immer schwächer…!

Das bemerkten sie nicht gleich, aber später schon. Sie sind ziemlich verwirrt, aber nicht alle. Die Klugen nicht. Bald werden sie eine männliche Alice Schwarzer brauchen die ihnen hilft sich zu emanzipieren.

Sie tun mir schon leid, die Männer, man nahm ihnen ihre Aufgabe und Rolle, den Ernährer und Beschützer. Die Frau kann sich heute selbst ernähren und hat zum Glück keinen Schutz mehr nötig.

Zumindest in unseren Breiten. In vielen Ländern nicht, aber das ist viel zu traurig um es jetzt hier zu erörtern.

Zurück zur „Gscherdenmusik“.

Bei diesen dunkelblau angezogenen Menschen die ein süßes, kleines Flugzeug an der Brust trugen (Lufteinheit beim Militär) wo meine Mama arbeitete, war sie sehr beliebt. Erstens, weil sie hübsch, nett und weiblich war. Solche gab es sehr wenige dort. Am besten konnte ich das aus meiner Perspektive sehen. Zwischen diesen vielen, dunkelblauen Hosen waren sehr wenige, dunkelblaue Röcke. Also musste ich gar nicht hinaufschauen um zu sehen ob das ein Mann oder eine Frau war. Meine Mama war nicht nur deshalb beliebt, sondern auch wegen ihrer Harmonika, mit deren Begleitung sie „Gscherdenlieder“ sang. Und das war oft. Man veranstaltete oft irgendwelche Feierlichkeiten. Sehr oft.

Ich glaube, alle freuten sich so sehr, dass der Krieg vorbei war und sie noch lebten und beide Beine hatten. Man sah damals oft Menschen auf Krücken, mit einer hochgefaltenen Hosenseite. Meine Mama war da immer die Hauptperson.

Mein Papa wurde auch immer eingeladen. Er kam schon, aber selten.

11. STEINCHEN *(Mama ist im Spital)*

Wir blieben aber nicht für immer in der Maksimirska ulica, bei der Großmutter mit Hut.

Da meine Mama so schön sang und sonst auch alles gut machte, schenkten ihr die, mit den kleinen Flugzeugen auf der Brust, eine neue Wohnung. Natürlich nicht in der Maksmirska ulica, das war schon schade. Aber diese neue Wohnung war auch sehr schön. Nicht so groß wie die andere, aber das brauchten wir auch nicht, nur für uns zwei. Aus irgendeinem Grund kam der Papa nicht mit. Aber bei der Großmutter wohnte er auch nicht.

In der Wohnung roch alles nach Neuem. Man nannte es auch „Neubauwohnung“. Die waren sehr beliebt. Man fing gerade an solche Wohnungen zu bauen. Die bekamen nur die „braven“ Leute, so wie meine Mama. Neben uns wohnte auch ein braver General. Der hatte nicht nur ein Flugzeug auf der Brust, sondern hatte dort alles Mögliche.

Da gab es auch ein kleines, kuscheliges Badezimmer. Es war auch nicht notwendig, dass es groß war, da man für heißes Wasser den großen, hohen Ofen nicht einzuheizen brauchte, wie bei Großmutter. Das heiße Wasser kam einfach so aus der Mauer. Die Badewanne war auch nicht so groß und hatte auch nicht die hohen, geschwungenen Beine wie die Badewanne der Großmutter. Einen Balkon hatten wir auch. Da saß meine Mama und las. Ich auch, da ging ich schon zur Schule, also konnte ich lesen. Meine Mama las viel weil sie nicht mehr arbeiten ging. Sie war nicht faul, sondern krank. Sie bekam diese gefürchtete Tuberkulose. Sie schonte sich aber sehr, nicht wie der Onkel.

Zu dieser Zeit war sie sehr oft im Spital. Das war sehr traurig. Ich besuchte sie oft gemeinsam mit meiner Tante, die extra vom Land kam um auf mich aufzupassen. Sie trug auch immer so ein Kopftuch, wie die Großmutter. Nur

nicht in Schwarz. Ich entwickelte damals eine Theorie nach der die mit den Kopftüchern für die Kinder zuständig sind, wenn die Mütter verhindert waren. Die mit den Hüten nicht. Warum musste sonst die Tante kommen um auf mich aufzupassen, wenn die Großmutter mit Hut, in der gleichen Stadt wohnte?

Diese Besuche bei meiner Mama im Spital waren deshalb so traurig weil sie gar nicht IM Spital stattfanden, sondern außerhalb. Nein, meine Mama war drinnen, ich war außerhalb. Das war so:

Sie hatte „offene Kavernen“. Das hieß, dass sie positiv war und das bedeutete wiederum, dass sie ansteckend war. Aber ganz kurz. Sie schonte sich eben und ging immer ganz brav zum Arzt der ihr, den s.g. „Therapeutischer Pneumothorax“ anlegte. Man nannte das kurz „Pneum“. Das war die Luft welche man in die Lunge pumpte und dann wurde man nicht mehr positiv. Die Luft machte die Kavernen zu. Aber damals war sie eben noch positiv und ich durfte sie nicht besuchen. Darum stand ich mit meiner Tante außerhalb des Spitals und sprach mit meiner Mama durch das Eisengitter, das auf Betonsockeln angebracht war. Daran erinnere ich mich gut, weil sie auf meiner Augenhöhe waren. Um Mama zu sehen musste ich hinaufschauen. Das war wirklich sehr traurig sie so verschwommen zu sehen. Verschwommen, weil sich die Streifen der Gitter mit den Streifen ihres Pyjamas in meinen mit Tränen gefüllten Augen vermischten.

So saßen wir zwei am Balkon und lasen viel. Ich freute mich, dass meine Mama wieder zu Hause war. Sie zeigte mir auch, wie man Kleider für meine Puppen machte. Nicht nur solche mit nur einem Loch in der Mitte.

Große Aufregung gab es immer wenn wir zwei in eine Bücherei gingen um die Bücher umzutauschen. Welches Buch suchen wir uns aus, welche neue Welt wird sich uns eröffnen? Natürlich, die Welt des Jules Verne war am aufregendsten. Aber ich liebte auch die „Heidi“ sehr. Das Buch bekam ich dann geschenkt. Mit wunderschönen, bunten Bildern von Heidi, den Bergen, Ziegen, dem Großvater, dem Peter und natürlich von dem bösen „Fräulein Rottenmeier“ und der armen, kranken Klara. Doch das Ende war dann schön. Den Winnetou fand ich aber lustig. Trotz der vielen Schurken die dort vorkamen.

Aber mein liebstes Buch war „Tom Sawyer“. Da gab es gar keine Frage. SO sollten Männer sein, kleine und auch große.

12. STEINCHEN *(Der Tod meiner Mama)*

Ich dachte immer wenn die Menschen sterben, dass ihr letzter Atemzug auf Erden ausgeatmet wird.

Ich muss das so anfangen. Einfach von der Seite betrachtend, sonst tut es zu viel weh.

Nein, der Mensch atmet ein und atmet nicht mehr aus. Zumindest war das so bei meiner Mama. Ich saß ganz allein neben ihrem Bett. Ich schaute sie an und war traurig, dass sie jetzt so dünn war. Ihre Augen waren so groß, sonst alles klein. Nur ihre blonden Haare waren noch schön. Sie glänzten und sahen fast wie ein Heiligenschein aus, welcher das schmale Gesicht umrandete.

Dann atmete sie auf einmal nicht mehr aus. Ich wartete ein wenig, stand auf und trank ein Glas Wasser. Irgendwann später las ich, dass man bei einem Schock Wasser trinken sollte. Ich machte das instinktiv, ich wusste nicht, dass man das machen sollte. Aber ich wusste, dass man den Toten zudecken sollte, sein Gesicht auch. Denn ohne Zweifel, meine Mama war tot. Das wusste ich. Ich nahm einen frischgewaschenen Vorhang aus dem Kasten. Ohne Blumenmuster, das wäre zu fröhlich gewesen. Ich nahm einen der wie ein Netz aussah. Weiß und sehr dicht, man sah ihr Gesicht nicht durch, oder nur ganz wenig wenn man es lange beobachtete. Das hatte ich. Ich wartete, bis wer kam. Sie ließen mich nie sehr lange allein, allein mit meiner Mama. Das sagte ich auch damals zu mir. Gedacht hatte ich es mir auch, dass ich diesen Satz nicht mehr sagen kann - allein mit meiner Mama.

Nie mehr.

Bei dem Begräbnis hörte ich hinter mir jemanden sagen: „Sie weint gar nicht!“ Drei Sachen dachte ich damals, hinter dem Sarg langsam gehend. Die erste:

„Nein, ich weine nicht! Man weint, wenn man sich weh tut. Oder wenn man etwas verliert. Oder wenn man etwas Trauriges liest. Aber jetzt? Das ist ZU GROSS, das tut zuviel weh. Da stockt der Atem.“

Die zweite Sache die ich dachte:

„Lieber Gott, gib, dass zehn Jahre vergangen sind! Lieber Gott, gib, dass zehn Jahre vergangen sind! Lieber Gott, gib, dass zehn Jahre vergangen sind! Dann wird der Schmerz nicht mehr so stark sein!“

Es dauerte nicht zehn Jahre, nur zwei oder drei. Die Zeit heilt wirklich alle Wunden. Aber nicht ganz. Die Narben bleiben. Dann dachte ich noch:

„Siehst du Vesna, jetzt kann dir in deinem Leben nichts mehr Schlimmeres passieren!“

Damals dachte ich nicht, dass es wohl Schlimmeres gibt. Ein elfjähriges Mädchen denkt nicht an ihre ungeborenen Kinder, die man verlieren kann.

13. STEINCHEN *(Der Vater zieht mit seiner neuen Familie ein)*

Dann kamen ein wenig schwere Zeiten auf mich zu. Da mein Vater ein nicht ganz so braver Mann war, schenkte ihm auch keiner eine schöne Wohnung. Er musste bei den Eltern seiner neuen Frau in Belgrad wohnen. Somit hatte er wieder eine neue, junge Familie. Ein Kind bekamen sie auch. Er hatte auf einmal eine recht große Familie, da diese neue Frau schon ein Kind hatte. Man konnte diese Familie auch darum jung nennen, weil die Frau erst einundzwanzig Jahre alt war (und schon ein vierjähriges Kind hatte). Dann war da mein Bruder, man bezeichnete ihn als mein Halbbruder. Eigentlich eine komische Bezeichnung, so etwas wie ein halber Mensch. Er wurde in demselben Jahr geboren als meine Mama starb. Er wurde im Januar geboren, so wie ich, und meine Mama starb im August. Ihre Mama, meine Großmutter, sagte immer, dass sie deshalb starb, weil er geboren wurde. Irgendwie verstand ich das schon. Wie aus Trauer. Bis dahin war sie nicht traurig.

Wir lebten schön in unserer kirchenähnlichen Wohnung. Das mit dem kirchenähnlich ist nicht ganz ernst gemeint. Bei uns übernachteten sehr oft viele Verwandte, Freunde und Nachbarn aus dem Dorf wo meine Großmutter wohnte. In dem Dorf, in dem die Tante in ihrem Laden arbeiten durfte. Aber sie arbeitete dort nicht mehr und der Großvater lebte auch nicht mehr. Die Großmutter sagte auch über ihn, dass er aus Trauer starb. Aus Trauer, dass der König doch nicht zurückkehrte um ihm seine Besitztümer zurückzugeben.

Zagreb ist eine nicht nur schöne und große Stadt, sondern es gibt dort auch viele, gute Ärzte. Die vielen Leute aus unserem Dorf, die eine Behandlung bei den guten Ärzten brauchten, wussten jetzt wo sie übernachten konnten. Wenn sie das erste Mal bei uns waren, sagten sie immer, dass es bei uns wie in einer Kirche aussieht. Ich glaube, das war deshalb, weil sie nicht gewohnt waren, dass auch die Türen mit schönen, kleingeblümten Vorhängen umrandet waren. Das kannten sie nur von den Kirchen, wo eigentlich auch nur der Altar mit einem Vorhang umrandet ist. Aber der auch nicht mit einem kleingeblümten. Auf den Vorhängen sind gar keine Blumen. Die sind immer weiß. Mit roten Rändern. Selbst gewebt wie die Provianttücher, nur viel größer.

In Wirklichkeit schaute es bei uns aus wie in einem Katalog von Laura Ashley. Man sagt Laura Ashley - Stil. Eigentlich ist das ganz einfach nur ein weiblicher Stil.

Das war natürlich immer lustig für mich wenn Besucher da waren. Die brachten auch immer Geschenke mit. Wir hatten immer so viel Kompotte, Marmelade, Käse, Schinken, Wurst usw. Ein paarmal brachten sie lebende Hühner mit. Meine Mama gab sie auf den Balkon, was auch nicht gut war, da wir da viele Blumen hatten. Da ersuchte sie sie, dass sie sie wieder zurücknehmen. Man konnte sie damals auch lebend auf den Zug mitnehmen. Nur in die erste und zweite Klasse nicht. Aber sie sind ohnehin in der dritten Klasse gefahren, die mit den Holzbänken. Manchesmal brachten sie auch ihre Kinder mit. Meine alten Spielkameraden. Das war natürlich am Schönsten.

So lebten wir schön am Balkon zwischen Blumen, Büchern und Hühnern. Nein, nicht ganz, das mit den Hühnern war selten.

Eines Tages kam ein Brief. Da wurde meine Mama sehr traurig und weinte auch. Nicht vor mir, aber ich bemerkte es. Sie kam zu mir mit dem Brief und sagte mir, dass der Vater die Scheidung möchte, weil dieses junge Frau wieder ein Kind erwartete. Wenn ein Kind geboren wird, gehört es sich, dass die Eltern des Kindes verheiratet sind. Das hatte sie sehr getroffen. Sie waren bis jetzt auch getrennt, daran hatte sie sich gewöhnt. Der Papa besuchte uns auch oft. Für sie war es ganz schlimm, dass sie damit zu einer geschiedene Frau wurde.

Das war der Grund, wie meine Großmutter meinte, weshalb sie aus Trauer starb.

14. STEINCHEN *(Laura Ashly-Tempel und die „große Rache“)*

Da mein Vater keine eigene Wohnung hatte, kam er mit seiner ganzen, neuen Familie, samt einem Kindermädchen in unser geblümtes Paradies. Das war sehr hart für mich. Dahin war die Ruhe und der Frieden. Dahin der wohlige Duft, der nur mit Kamille gepflegten Haare meiner Mama. Dahin das leise Summen ihrer Nähmaschine. (Sie schmierte die Maschine immer mit Öl, dass sie den General nicht stört.) Dahin unsere Lesestunden. Es war einfach alles dahin.

Da war jetzt ein schreiendes vierjähriges Kind, dann ein Baby, mein Halbbruder, der nicht schrie, aber dafür mein Vater und die junge Frau. Die schrien immer miteinander. Das war sehr hässlich.

Einmal stritten sie sich am Abend besonders heftig und laut (ich musste dabei immer an den General denken), und am nächsten Tag in der Früh wollte ich meinen Mantel anziehen um in die Schule zu gehen, es war Winter, ich fand den Mantel aber nicht. Das war zwar der Mantel seiner neuen Frau, aber sie gab ihn mir. Meiner wurde mir zu klein und da sie eher klein und zart war, passte er mir so halbwegs. Jetzt nahm sie ihn einfach wieder weg, weil die beiden sich gestritten hatten. Aus Rache. Das war schlimm. Nicht weil mir jetzt kalt werden würde, sondern, weil ich mich genierte ohne Mantel in die Schule zu kommen. Ich log dann, dass er nass wäre weil man ihn waschen müsste, da ich Tinte darauf schüttete. Man schrieb damals mit Tinte.

Aber ich machte auch etwas aus Rache. Etwas, für das ich mich dann lange schämte und heute ist es mir auch nicht gerade angenehm wenn ich daran denke.

Sie trank gerne Milch und es stand immer ein breiter Topf da in dem man ihre Milch kochte. Ich tauchte meine beiden Hände in diesen Topf ein. Heute weiß ich, dass das nicht wirklich eine große Rache war, doch damals empfand ich es so.

Ich wollte nicht mein kleines Leid rächen sondern die Entweihung unseres Laura Ashley-Tempels.

Der ganze Zustand dauerte etwa ein Jahr, denn mein Vater wollte wieder zurück nach Belgrad. Er wartete nur darauf diese Wohnung für eine Belgrader Wohnung eintauschen zu können, und ein Jahr später geschah das. Er fragte mich, ob ich nach Belgrad mitkomme oder bei meiner Großmutter in Zagreb bleiben möchte. Ich blieb.

Ich denke, das war auch das Ende meiner Kindheit.

Ein jeder trägt eine produktive Einzigkeit in sich, als den Kern seines Wesens; und wenn er sich dieser Einzigkeit bewusst wird, erscheint um ihn ein fremdartiger Glanz, der des Ungewöhnlichen...

Friedrich Nietzsche

15. STEINCHEN *(etwas „Besonderes“)*

Jeder Mensch ist etwas Einmaliges, etwas Besonderes. So wird er geboren. Nur man stellt ihn zu schnell in eine Schiene. In die gleiche Schiene mit fast allen anderen. Es sind auch praktische Gründe dafür vorhanden. Man muss arbeiten gehen, also ab in den Kindergarten mit den Kindern. Es ist auch ein sicherer Weg. Aus den Schienen kann man schwer entgleisen. Auch Gewohnheit. So macht man es halt.

Manchesmal sind es aber die Umstände die verhindern, dass man sozusagen gleichgleisig aufwächst. So war es bei mir.

Ich merkte sehr bald, dass mein Leben nicht so verlief wie das von den meisten meiner Kameraden. Irgendwie war ich auch anders als die anderen. Zumindest sah und fühlte ich das so. Irgendwann entschloss ich mich so zu bleiben.

Ich wollte mich nicht auf diese Weise wichtig machen. Das am wenigsten. Mein ganzes Leben sah ich Wichtigtuerei als eine von den schlechtesten Eigenschaften an. Ich versuchte immer solche Menschen zu meiden. Ich lernte aber mit der Zeit, dass es viele verschiedene Arten von Wichtigtuerei gab. Beziehungsweise die Gründe dafür. Wie so alles im Leben nicht wirklich absolut ist. Irgendwann, taucht man aus dem Idealismus auf und lernt in der Realität zu schwimmen. Aber langsam, mit Schwimmringen. Der schönste Moment ist, wenn man dann gelernt hat ohne Schwimmringe zu schwimmen, und sich frei bewegt zwischen Idealismus und Realität. Einfach die eigene Freiheit finden.

Ich entschliss mich so zu bleiben, weil ich spührte, dass nur so ich selbst bin.

Ich bin gar nicht anders geboren als die anderen. Gut, der Krieg, schwere Zeiten. Sehr schwere Zeiten. Aber nicht nur für mich. Zum Glück spüren das die

kleinen Kinder nicht so. Manche schon. Die ohne beide Eltern blieben. Die keine Verwandten hatten. Die lernte ich kennen.

Das war einer von meinen Umständen die mich etwas anders machten. Es war nicht mein Verdienst. So wie es nicht mein Verdienst war, dass ich damals etwas „Besonderes“ war, als ich die einzige im kurzem Röckchen war. Nein, nichts Besonderes, es klingt nach Wichtigtuerei, einfach anders. Ach ja, kurze Haare hatte ich auch. Das war schick damals in der Stadt. Die anderen kleinen Mädchen hatten alle lange Zöpfchen. Aber im Kindergarten, das muss ich erwähnen, in Zagreb, da war ich eine von Vielen, aber ich war doch etwas „Besonderes“. Ich nahm die Mariza in Schutz. Das war nicht Wichtigtuerei.

Meine Mama war oft im Spital. Manchesmal sehr lange. Ich musste in die Schule gehen. Das war eine große Freude für mich, die Schule. Vor allem gingen fast alle meine Freundinnen aus dem Kindergarten mit mir in die Klasse. Die Mariza auch. Aber nur ein halbes Jahr. Dann musste meine Mama wieder ins Spital. Man brachte mich wieder zu meiner Großmutter aufs Land. DAS war erst eine große Freude. Alle meine „uralten“ Spielkameraden waren da. Die Schule befand sich gleich neben unserem Haus. Sagte ich doch, dass es das erste Haus am Platz war. Mein Genie-Onkel war der Lehrer dort. Das war ein wunderbares Jahr.

Aber in der Mitte des zweiten Schuljahres meinte meine Mama, dass es so nicht ginge. Ich brauchte gar nicht zu lernen und ich hatte absolut die besten Noten. Ich glaube sie sagte, dass ich hier „verblödern“ würde. Das fand ich gar nicht schön.

16. STEINCHEN *(Das Diva-Leben und das Heim im Schloss)*

Das ist schon ein anderes Steinchen. Das war gar nicht auf dem Boden.

Auf jeden Fall nahm sie, meine Mama, mich aus der Schule, weg von der Großmutter und von dem genialen Onkel und brachte mich in ein kleines Städtchen neben Zagreb. Da bekam nämlich ihre junge Kusine ihre erste Arbeit, in einem Kinderheim. Sie war gerade fertig mit ihrer Ausbildung als Kindererzieherin. Man brauchte damals solche Kräfte sehr, mehr als die Lehrer. Leider gab es so viele Kinder ohne Eltern. Die Eltern die nicht mehr zurück nach Hause kamen aus dem Krieg.

Ich glaube, dass mich diese Zeit sehr prägte. Seitdem achte ich sehr auf mein Äußeres. Dieses Heim war nämlich nur ein Bubenheim. Ein paar hundert

Jungs und….ich. Das Schönste war unser Weg vom Schloss zur Schule und zurück. (Man richtete solche Heime immer in „gestohlenen“ Schlössern von irgendwelchen Adeligen ein. Das war noch gut. Meistens machten sie irgendwelche Büroräume dort und heizten mit den wunderschönen, antiquen Möbeln ein, die dort standen. Es kam auch öfters vor, dass sie große Haken in den vergoldeten Gipsstuck schlugen und die Kühe dort anbanden).

Also, der Weg von dem Schloß zur Schule: Ein paar hundert Jungs und… ich! Gott, war ich da stolz! Und das mit Grund. Alle kleinen Mädchen dieser Stadt beneideten mich. Da ist das Schneewittchen gaaar nichts dagegen! Sie umschwärmten mich alle, die Jungs. Ich war eine von ihnen und doch anders. Erstens war ich ein Mädchen, und dann die Nichte von ihrer Lieblingstante, und ich war hübsch UND nett. Ich bemerkte auch sehr bald, dass das Nette noch weit wichtiger war als das Hübsche. Unter den „anderen“ Mädchen, die von „außen“, waren auch sehr hübsche dabei. Viel hübscher als ich. Ich schämte mich zum Beispiel immer im Frühling das Kleid mit den kurzen Ärmeln anzuziehen. Meine Arme, was heißt Arme, meine Ärmchen, waren so dünn. Dann erst die Haare. Sie hatten fast alle feste, dunkle, gelockte Haare und feste Arme. Meine Haare waren immer so dünn, so gerade, so farblos.

Na ja! Mich mochten sie aber. Sie sagten, dass ich viel schöner sei als die anderen, pausbäckigen, kleinen Mädchen von „außen“. Sie meinten, ich sei so fein. Das gefiel mir natürlich sehr. Dann war ich noch netter.

Dieses „Diva – Leben“ dauerte nur bis in die Sommerferien. Dann ging es meiner Mama wieder besser. Natürlich war ich traurig die Jungs verlassen zu müssen. Natürlich verliebte ich mich. In einen so ganz Frechen. Natürlich, in den ganz Frechen! So etwa wie der „Tom Sayer“. Nein, genau so. Ich hatte auch eine große Auswahl. Manchesmal fragte ich mich, ob nicht diese „Frechheit“ von ihm auf einer, mir damals schon verhassten, Wichtigtuerei basierte. Ja, schon. Aber das war so eine „erlaubte“ Wichtigtuerei.

Aber ich war glücklich wieder bei meiner Mama zu sein.

17. STEINCHEN *(Die Hühnerpest und „Genies reparieren keine Zäune“)*

Aber wohin mit mir jetzt in der Schule?

Dort in Zagreb, wo Mariza war, ging nicht. Das war zu weit von unserer neuen Wohnung entfernt. Das Schicksal wollte aber nicht, dass ich in eine „gewöhnliche“ Umgebung komme. Dort wo alle so sind wie ich. Nein, nicht das Schicksal, die toten Hühner waren das. Das war so:

Es war wieder Sommer und ich war wieder bei meiner Großmutter.

Wie schon öfters, herrschte unter der Hühnern die Hühnerpest. Weil die Bauern aber keine deutschen Bauern waren, warfen sie ihre toten Hühner einfach in den Bach anstatt sie zu begraben.

Gut, nicht alle. Die komische Frau Schuster (komischer Name) musste das nicht tun.

Warum?

Weil ihre Hühner nicht starben.

Warum?

Weil die keine Hühnerpest bekamen.

Warum?

Weil diese komische Frau, die Deutsche, für ihre Hühner selber (sie war Witwe) einen Zaun machte. Aus schönen, grünen, glänzenden, dünnen Trauerweideästen. Ihre Hühner mischten sich nicht unter die anderen Hühner und hatten auch keine Hühnerpest. Dann liefen alle zu ihr um Eier zu kaufen. Selber hatten sie keine. Logisch.

Meine Großmutter hatte auch keinen Zaun. Keinen mehr. Natürlich lernte mein Großvater von den „komischen“ Deutschen und ließ einen Zaun machen. Er war doch reich und kaputte Beine hatte er auch, darum machte er den Zaun auch nicht selber. Das war so ein richtiger Zaun aus braunen Holzlatten. Aber mit der Zeit verfaulten die Latten und fielen dann um. Nicht alle. Aber es reichte, dass sich die Hühner herumtrieben und die Hühnerpest bekamen. Weil mein Großvater schon tot war gab es keinen der meinen Onkel, das Genie, antrieb um den Zaun zu reparieren.

Genies reparieren keine Zäune!

Meine Großmutter war auch keine Frau Schuster, die hätte das repariert. Davon bin ich überzeugt.

Etwa zwanzig Jahre später reparierte mein österreichischer Ehemann den Zaun. Man bewunderte ihn maßlos deswegen. Er sich selber auch, das war seine erste handwerkliche Arbeit.

Immerhin begrub meine Großmutter die toten Hühner und schmiss sie nicht in den Bach.

Was hatte das alles mit meiner Schule zu tun? Viel. Die Sache war ganz einfach:

Hühner wurden krank. Tot. Landeten im Bach. Es war Sommer. Wir Kindern badeten im Bach. Tagtäglich. Pritschelten, schwammen und bespritzten uns gegenseitig mit vollem Mund. Was Kinder im Wasser eben tun.

Dann irgendwann bekam ich ganz hohes Fieber. Man wartete eine Woche ab ob es besser wird und legte mich in ein verdunkeltes Zimmer. Ich trank nur Tee und aß Tomaten die mir nicht schmeckten. Nach eine Woche sattelte man die Pferde und brachte mich ins nahegelegene Spital. Mir ging es dort sehr schnell besser. Eigentlich schon so gut, dass ich aus dünngerollten Zeitungspapierchen Lockenwickler bastelte und mir in die Haare wickelte.

Eines Tages stand meine Mama vor mir (die man endlich benachrichtigte) und schimpfte weil ich mir den Hals waschen sollte, anstatt mir „Lockenwickler“ in die Haare zu wickeln!

Meine Mama nahm mich gleich mit; den Ärzten musste sie versprechen, dass sie mich irgendwo in die Berge bringen wird. Dort wo gute Luft ist.

18. STEINCHEN *(In einem Bergdorf mit den muslemischen Mädchen)*

Es ergab sich, dass mein Vater nach Bosnien musste, wegen irgendeinem Prozess in Sachen verschwundener Flöße. Man transportierte riesige Bäume auf diese Weise per reissender Flüsse. Aber alle kamen nicht an. Da es in diesen Bergen ganz, ganz gesunde Luft gibt, meinte meine Mama das würde mir gut tun.

Mein Leben bestand damals fast nur aus traurigen Abschieden.

Dort in diesem Dorf, ganz hoch in den Bergen, lernte ich das erste Mal die Freundlichkeit der moslemischen Menschen kennen. Genau genommen müssten wir uns alle schämen vor ihnen. Das dachte ich oft später wenn ich sah wie schwer die es hatten in unseren „reichen“ und „kultivierten“ Ländern, wo sie als Gastarbeiter hinkamen. Sie mussten sich sehr, sehr, sehr wundern über unsere „Unfreundlicheit“. Ich weiß, wovon ich spreche. Ich lebte sieben Jahren in der Türkei..

Es fiel mir wirklich nie so schwer, wie nach den sechs Monaten, als ich mich von diesen überaus freundlichen und liebeswürdigen Mädchen trennen musste. Diese Mädchen in riiiesigen, bunten Pluderhosen. "Schalwaren", nannten sie diese Hosen. Ich, natürlich wieder in meinen „Mini“- Röckchen. Schon wieder war ich ganz anders als meine Umgebung.

Schalwaren oder Mini - Röckchen, wir weinten alle soo sehr als ich da weg ging.

19. STEINCHEN *(Eine neue Schule und die Kinder der „Unmenschen“)*

Danach kam wieder etwas Außergewöhnliches. Das war nicht so angenehm für mich. Zumindest am Anfang nicht.

Meine Mama musste wieder weg. Nicht ins Spital, sondern in ein Sanatorium nach Slowenien. Es ging ihr gut, man schickte sie dorthin zur Erholung. Ich verbrachte auch dort den darauf folgenden Sommer. Schon wieder ein „gestohlenes“ Schloss. Das war richtig luxuriös. Da hingen nicht die angebundenen Kühe am großen Haken, da hingen nicht, sondern da schliefen, spazierten und spielten Karten viele der Generäle, Admiräle und sonstige „Landesbeschützer“ und hörten meiner Mama zu wie sie Harmonika spielte und dazu sang. Das gehörte dem Militär. Meine Mama war immer noch Offizier.

Später fand ich genauso ein Sanatorium, beschrieben in Thomas Mann‘s „Zauberberg“.

Aber das kam erst im Sommer. Meine Mama musste jetzt schon dorthin. Also, wohin mit mir wieder? Zur Großmutter nicht. Wegen der „Verblöderung“.

Meine Eltern hatten Freunde in einem kleinem Ort neben Belgrad. Eine Familie mit einer achtzehnjährigen Tochter. Die wurde meine beste Freundin. Später auch, in Belgrad. Irgendwann landete ich dort. Später verheimlichte sie gerne ihr Alter. Das war schwer für sie, da ich nur meinem Alter neun Jahre dazugeben musste.

Das wäre alles lustig. Meine Mama war nicht mehr krank, so wirklich. Ich würde mich schon gewöhnen an die neue Schule und die neuen Kameraden. Man musste nur den ersten Tag überbrücken. Die ganz neugierige Blicke, selbst schauen und suchen wo der hübscheste Junge war. Oder der Frechste. Der neue „Tom Sawyer“. Welches Mädchen dich ganz freundlich anschaute. Da war ich schon geübt. Ich irrte mich auch selten. Ich suchte so eine wie ich war. Eine die auch zur Mariza gegangen wäre und ihre Hand genommen hätte.

Solche gab es überall. Das festigte meinen Glauben, bis heute, dass es viele gute Menschen gibt.

Man wurde auch nie von dem Lehrer an die Tafel geholt und gefragt am ersten Tag. Man konnte sich entspannen und beobachten. Natürlich auch beobachtet werden.

Trotz der Erfahrung, dass man nicht gefragt wurde von den Lehrern, hatte ich immer wieder ein und denselben Traum. Bis ins Erwachsenenalter. Und zwar:

Ich war den ersten Tag in einer neue Schule, die Lehrerin, es war immer die Lehrerin und nicht der Lehrer, fragte mich etwas, ich stand auf, und - wusste die Antwort nicht! Also, das war sehr schlimm. Ein richtiger Alptraum.

Ich glaube, dass dieser ewige Traum bewirkte, dass ich immer sehr gut in der Schule war.

Das alles wär nicht so schlimm, wenn….!

Wenn meine Mama aus Angst, dass meine Krankheit im Sommer Typhus war, bei welcher man die Haare verliert, nicht meine Haare auf sogenannte „Null“ geschnitten hätte. Das heißt geschoren.

Was soll ich da noch sagen?

Und das war noch nicht alles. Ich stank auch immer. Ja, gestunken habe ich!

Natürlich ging ich nicht mit einem kahlem Kopf in die Schule. Ich band immer ein Kopftuch um, das rote, grüne und gelbe Blätter, mit dunkelblauen Weintrauben dazwischen, abgebildet hatte. Dieses Tuch stank immer. Mir ist es schon unangenehm dieses Wort zu gebrauchen. Also noch einmal, es stank nach Rizinusöl.

Meine Mama trug der Tochter des Hauses auf, dass sie mir jeden Abend meinen Kopf mit Rizinusöl einmassiren sollte. Da wachsen dann die Haare schnell, dicht und lockig. Das war schon verlockend. In meiner ganzen Misere zumindest etwas Gutes. Ich ließ das geduldig über mich ergehen. (Nur, es erfüllte sich keine von diesen drei Versprechungen). Ich wusch das Kopftuch schon jeden Tag und meinen Kopf auch. Aber der Rizinusgeruch ging nicht weg. Damals gab es auch kein Waschpulver oder Shampoo. Seife, das war alles. Damit die Haare geschmeidig werden (falls man sie hatte), spülte man sie nach dem Waschen mit Essig aus. Der reine Salat, dachte ich manchesmal.

Ja, das war ein schwerer Anfang. Trotzdem flossen die Tränen, beidseitig, als ich dann wieder ging.

Es war aber auch sehr lustig dort. Erstens, meine Haare wuchsen dann schon. Irgendwann im Frühling enthüllte ich meine Haarpracht. Ich hatte eine ganz nette Bubenfrisur.

Dann hatten sie da eine Folkloregruppe wo ich Volkstänze lernte. Das machte großen Spass.

Da lernte ich die Kinder von den „Unmenschen“ kennen.

Ich war sehr, sehr traurig, wenn sie sich dann, einer nach dem anderen, verabschiedeten. Alle waren traurig, „Menschen“, „Unmenschen“, alle.

Die waren aus Familien die man Volksdeutsche nannte. Nach dem Krieg wanderten sie alle langsam nach Deutschland aus. Später erfuhr ich, dass das nicht freiwillig war. Sie lebten schon seit Generationen hier. Jetzt wurden sie „einfach“ heimatvertrieben. Sie sollten sich eine andere „Heimat“ suchen!

Viel später lernte ich dann viele, ungarische Heimatvertriebene auch kennen. Sie wurden alle irgendwo im Raum Stuttgart angesiedelt, da die ursprunglich von dort kammen. Die wurden zurückgesiedelt. Von denen erfuhr ich auch, dass sie in der Mitte des 18. Jahrhunderts, in diesen Gegenden angesiedelt wurden, mit dem Ziel des wirtschaftlichen Aufbaues. In den Gegenden, wo die versumpften Landstriche waren, und war es hauptsächlich ihnen zu verdanken, dass die Panonnische Tiefebene im 19. Jahrhundert zur „ Kornkammer der Donaumonarchie“ wurde.

Jetzt sollten sie woanders ihre Kammern machen. Aber ihr Korn durften sie nicht mitnehmen. Man nannte sie Schwaben.

Von denen lernte ich auch meinen ersten, deutschen Satz: “Du bischt eine Schweine“, meine ersten Freunde mit deutschen Namen: Leo, Richard, Otto, Frieda, Klothilde.., sie waren alle sehr, sehr nett und irgendwie ordentlicher als die „Menschen“ von hier. Dann kam wieder der traurige Abschied.

20. STEINCHEN *(Das Schloss in Slowenien)*

Man setzte mich in den Zug und schickte mich zu meiner Mama nach Slowenien. In den „Zauberberg“.

Ich wohnte aber bei irgendwelchen Bauern. Das war sehr, sehr schön. Ich kam mir vor wie die Heidi. Ganz hohe Tannenbäume überall, darunter die zauberhaften, kleinen Zyklamen. Am Abend flogen die noch zauberhafteren Leuchtkäfer um mich herum. Das Schloss befand sich inmitten des Waldes. Überall nur Bäume, Zyklamen, Schmetterlinge und ich. Die ganze Gegend, zwischen zwei Uhr und fünf Uhr nachmittags, gehörte nur mir allein. Die Patienten hatten da ihre Liegestunden. Sonst waren sie überall verstreut auf unzähligen Wegen die durch die Wälder führten. Oder auch nicht auf den Wegen. Egal wo man ging, man glaubte auf einem flauschigen Teppich zu gehen.

21. STEINCHEN *(Das Kinderheim in Varazdin)*

In dem „Zauberberg“ von Thomas Mann blieben die Kranken bis zu 10 Jahre in dem Sanatorium. So genau wieß ich nicht warum. Sie waren dort freiwillig. Ich denke, dass das ihre Welt wurde. Reich waren sie auch. Sie konnten sich das leisten.

Meine Mama war nicht ganz so lang dort. Aber recht lang.

Es kam wieder der Herbst und ich musste wieder in die Schule gehen. Dieses Mal wusste man wohin mit mir. Nach Varazdin – wo die Rosen blühen. Eigentlich neben Varazdin. Schlösser sind immer irgendwo außerhalb. Meistens in einem Wald. Warum wieder ein Schloss? Na, weil die Kinderheime fast immer in den Schlössern waren.

Meine junge Tante, die Erzieherin, bekam eine neue Arbeitsstelle. Natürlich wieder in einem Kinderheim. Neben dem Varazdin. Dieses Mal war das ein gemischtes Heim. Da waren Jungs und Mädchen.

ABER man MUSS sich das vorstellen – ich, „erwachsen“, meine Arme waren nicht mehr so dünn, die Frisur hatte ich auch im Griff, UND ein Teil „meiner“ Jungs waren auch da! Das andere Heim wurde aufgelöst (vielleicht waren die Kühe jetzt dort), darum hatte meine Tante eine andere Arbeitsstelle und die Jungs wurden aufgeteilt in andere Heime. UND, mein Tom Sawyer war auch DA!

Gab es ein größeres Glück auf diese Erde?

Wenn ich an diese Zeit denke, fällt mir auch immer eine Lehrerin ein, die ich dort hatte. Sie war die Freundin meiner Tante, obwohl sie viel älter war als sie. Sie besuchte uns auch oft. Eines Tages, als sie bei uns war, zog ein ganz schlimmes Gewitter herauf. Es donnerte ganz arg und blitzte. Die Frau Lehrerin, ganz bleich im Gesicht, sprang in einem Moment aus ihrem Sessel und verkroch sich unter dem riesigen Mahagonitisch.

Die Frau Lehrerin war eine der Überlebenden der „Titanic“

Und ich wurde erwachsen!

22. Steinchen *(Filmkarriere oder Heirat)*

Ohne mich dadurch wichtig machen zu wollen, beschloss ich eben irgendwann, etwas Besonderes zu bleiben. Ob mir das gelang, bezweifle ich, aber ANDERES ja, so wie jeder anderer Mensch. Ich versuchte aber mein Leben immer konsequent „besonders“ zu gestalten. Das war gut so! Vor allem wegen den vielen, wunderbaren Menschen die ich auf diese Weise kennenlernte, die ich sonst nicht getroffen hätte.

In meinem Mann fand ich den perfekten Partner für „ungewöhnliche“ Unternehmungen. Das war ein Glück, denn ich hätte ihn geheiratet auch ohne seinen Unternehmungsgeist.

Ich denke, dass viele junge Leute am Anfang ihres Weges auch „großartige“ Pläne haben. Aber wenn man von klein auf in Schienen gesteckt wurde, ist es sehr schwer da wieder auszusteigen. Man braucht einen geeigneten Partner dafür. Natürlich kann man auch alleine seine Pläne und Träume verwirklichen. Aber man bleibt nicht allein. Man verliebt sich. Wenn man Glück hat, dann verliebt sich derjenige in den man sich verliebt hat, auch in einen selbst. Ein noch größeres Glück ist es, wenn nach dem Verliebtsein, das was übrig bleibt - gut ist. Kommt aber nicht immer vor.

Also ganz einfach, ich sagte meinem Mann, dass ich schienenlos leben möchte. Er war sehr, sehr einverstanden damit.

Ich weiss, es wäre interessant zu wissen in welchem Stadium des Zusammenseins man so etwas sagen sollte? Oder sonst irgendwelche „Wünsche“ äußern sollte? Ich kann das nicht beantworten, da es bei uns keine Stadien gab. Doch, ein Stadium und das dauerte acht Stunden. Das ist eigentlich etwas wenig und zu schnell um „Wünsche“ zu äußern. Mein zukünftiger Mann, war nur acht Stunden lang „zukünftig“.

Er stellte mir nämlich acht Stunden nachdem wir uns kennenlernten, die Frage der Fragen.

Leicht war sie nicht zu beantworten.

Gott, hatte ich Pläne! Ohne ihn, natürlich. Ich kannte ihn erst acht Stunden.

Ich machte gerade Abitur und fing an zu studieren. Ich wollte Rechtsanwalt werden, wie mein Vater. Ich lernte gerade „Römisches Recht“ und bestand die Prüfung. Dann kam mir aber etwas dazwischen. Ich verschob meine Prüfungen ein wenig. Man konnte sich das jetzt leisten, man musste nicht jeden Tag in die Schule gehen.

Es war so dass die römische (lustig, römisch-römisch) Filmstadt „Cinecitta“ zu teuer geworden war. Man suchte billigere Möglicheiten wo man große Filmproduktionen machen konnte.

Man fand sie! In Belgrad.

Eine Unmenge von Film Co-Produktionen wurden dann in Belgrad gedreht. Da wimmelte es von internationalen Filmstars. Ava Gardner, James Mason, Richard Widmark, Kirk Douglas, Sidney Poitier, James Coburn, Curd Jürgens, Alain Delon …, die alle kannte ich.

Wie, warum? Ganz einfach.

Dort, wo man Filme macht, braucht man hübsche Mädchen. Sogenannte Starlets. Ich war das geborene Starlet. Meine „dünnen“ Arme und Beine und schlanken Teillen standen in wunderbarem Kontrast zu einem ungewöhnlich stark nach vorne ragenden Busen. Die dünnen Haare wurden irgendwie fester wenn man sie sehr hell blondierte. Die fehlenden Locken waren auch egal unter den stark toupierten Frisuren. Dann erst die Schminke. Meine sehr hellen, grünen nicht sagenden Augen, umrandet mit dem sehr dunklem Schwarz, wurden auf einmal strahlend, groß, interessant und schön. Sehr schön, sagte man. Die wirklich wunderschönen, braunen Augen von den anderen Mädchen mit den langen geschwungenen Wimpern, die ich immer so beneidete, erschienen langweilig und gewöhnlich im Vergleich mit meinen. Nicht einmal ihre schöne Wimpern konnten Stand halten mit meinen künstlichen.

Man sagte mir, dass es schade sei für Brigitte Bardot, dass sie nicht meine Augen hatte. Ich hätte wieder gerne ihren Mund und ihre Nase gehabt.

Und genau das war es. Die Brigitte Bardot war in Mode. Was heißt Mode? Die ganze Welt war verückt nach ihr. Alle Frauen schauten auf einmal aus wie sie. Ich war genau dieser Typ. Eigentlich imitierte ich sie gar nicht wirklich. Gut, die Frisur, aber wir hatten alle so eine Frisur. Trotzdem schauten die anderen nicht aus wie sie. Ich schon. Ich war einfach so.

So etwas braucht man! Beim Film.

Es war sehr schwierig, vor der Schule und vor meinem Vater zu verstecken, dass ich Drehtage in der Belgrader Cinecitta hatte. Dort hieß es auch Filmstadt. Ich ging noch ins Gymnasium.

Es kam aber heraus. Auf eine sehr dumme Weise und das gleich doppelt.

Und so vorsichtig war ich. Die tollsten Lügen dachte ich mir aus.

Man fotografierte mich sehr viel. Nur, die Fotografen konnten damals nicht einfach so los fotografieren. Es gab keine Paparazzis damals. Vielleicht in Amerika. Aber dort gab es immer schon alles. Auch die Ausserirdischen. Man musste schon um Erlaubnis fragen. UND, man brauchte eine Unterschrift, dass man einverstanden war, dass die Bilder veröffentlicht wurden. Da achtete ich sehr darauf. Ich wusste, dass es für mich höchste Gefahr bedeutete wenn meine Bilder in heimische Presse kämen. Das galt aber nicht für die ausländische Presse. Schließlich war ich an einer internationalen Karriere interessiert.

Eines Tages wurde ich sehr viel fotografiert. Das hatte nichts mit dem Film zu tun in dem ich gerade mitwirkte. Überhaupt nicht. Der Film spielte von Geschehnissen aus dem 13. Jahrhundert, mich steckte man aber in ein Tigerkostüm in dem ich Mühe hatte meine Busen zu verstecken, und der Horst Buchholz bemühte sich seinerseits wieder, mir mit einer Reiterpeitsche das Kostüm wegzuschieben, dort wo der Busen war.

Zum Glück ohne Erfolg.

Ein paar Tage später rief mich der Direktor meiner Schule zu sich. Ich hatte kein schlechtes Gefühl dabei. Ich war doch eine Brave. Ich rauchte auch nie mit den anderen Mädchen, versteckt auf der Toilette. Das war mir zu hässlich und schlecht riechend. Ich spazierte lieber mit meiner besten Freundin, in der Zeit der große Pause im Hof und hielt Ausschau nach einem neuen Tom Sawyer. Das wär mir zu schade um die Zeit.

Ich glaube, dass das auch der Grund war, dass ich nie rauchte.

Nein, es war nicht wegen des Rauchens.

Der Direktor hielt ein Heft vor meine Augen, auf dem ich mich auf einer ganze Seite (eine ganze Serie von Bildern war das) bemühte mein getigertes Oberteil festzuhalten. Die Sache wäre vielleicht nicht so schlimm gewesen, wenn das ein „normales“ Heft gewesen wäre. Nein, so normal war das nicht. Das war die neueste Ausgabe vom „Playboy“.

Ich wusste das wirklich nicht. Ich wusste nur, dass das für eine ausländische Zeitung war. Das genügte mir.

Was macht ein Schuldirektor mit einem „Playboy“? Vielleicht rettete mich das, dass er das nicht an die große Glocke hing, sowie die Tatsache, dass der Horst Buchholz es nicht schaffte meinen Busen zu entblößen. Sonst war ich eine Brave und die Sache ging gut aus.

So gefährlich war das auch wieder nicht. Gefährlich wäre es gewesen wenn mein Vater das erfahren hätte. Zum Glück erfuhr er es nicht. Das nicht. Aber etwas anderes.

Etwa zur gleichen Zeit kamen zwei Fotografen auf das Set. Die stürzten sich förmlich auf mich, mit ihren Kameras. Natürlich waren das ausländische

Fotografen. Eigentlich war einer sozusagen der Boss und der andere sein Assistent. Der Boss entdeckte angeblich die Marilyn Monroe und jetzt wollte er mich „entdecken“. Er versprach mir eine große Karriere. Aus der Karriere wurde es noch nichts, ich ging noch zu Schule.

Aber meine riesigen Bilder erschienen in verschiedenen, ausländischen Illustrierten. Mit der riesigen Aufschrift:

“Die jugoslawische B.B.“

Da die jugoslawischen Journalisten stolz auf mich waren, kopierten sie das ganz einfach in unsere Zeitungen.

Was soll ich da noch sagen?

Berühmt war ich auf einmal. Eigentlich ein nettes Gefühl. Wenn da nicht mein Vater gewesen wäre.

Na ja, irgendwie schwamm ich heraus aus der ganzen Schlammasel.

So, Abitur hatte ich, „Römisches Recht“ kannte ich „auswendig“, also verdiente ich mir ein wenig Entspannung und konnte versuchen, wenn ich schon beim Schwimmen war, in die internationale Filmwelt zu schwimmen.

Mein bester Schulkamerad (wir saßen viele Jahren auf einer Bank), ist auch in die große Welt hinausgeschwommen. Nach Paris. Er wollte ein großer Filmregisseur werden. Da schwamm er in der französischen Filmwelt herum. Er kam auch zu dem großen Roger Vadim, dem genialen Entdecker und Macher von Brigitte Bardot. Die hatte ihn gerade verlassen. Also nichts einfacher als ihm eine neue zu verschaffen die er dann „machen“ kann….

So zeigte mein Freund dem großen Roger Vadim meine Bilder und der große Roger Vadim sagte, ich solle kommen.

Ja, das war eine schwere Frage, die mir damals dieser junge Wiener stellte. Es bedurfte gründlicher Überlegung.

Es kam noch dazu, dass wir uns nicht verstanden. Ich sprach kein Wort Deutsch, er kein Wort Jugoslawisch. Er lernte Englisch in der Schule, ich Französisch.

Wir hatten aber Glück, dass das mit dem „kein Wort Deutsch“ doch nicht ganz stimmte. Ich brauchte ganze drei Sekunden um auf seine Frage der Fragen, in perfektem Deutsch, mit „JA“ zu antworten.

23. STEINCHEN *(Vesna Moden und die jüdischen Kreise)*

Da wir beschlossen unser Leben „besonders“ zu gestalten, unternahmen wir in diese Richtung etwas.

Wir schrieben dem dicken König von Tonga, in der Südsee:

„Lieber König….!“

Nein, nicht ganz so, aber ähnlich.

Wir hörten, dass er, der dicke König, es gerne sah wenn Deutsche in sein Land kamen. Wieder diese Deutschen. Dürfte etwas dran sein, an diesen Deutschen. Etwas Gutes, denke ich. Gut, wir waren keine Deutschen, mein Mann ist Österreicher, aber seine Mutter ist eine Berlinerin. Sie behielt übrigens, nach fünfzig in Wien verbrachten Jahren, noch immer ihren Berliner Akzent. Den Wienern war das nicht sympathisch, mir schon.

Der König antwortete uns aber nicht.

Gut, dann „Plan B“, wie man das heute sagt.

Da ich irgendwo hörte: “Ohne Fleiß, kein Preis“, schlug ich meinem Mann vor, dass wir arbeiten sollten und uns damit eigenes Geld für „Besonderheiten“ verschaffen. Aber was?

Zuerst kam „Vesna Moden“.

Wie? Wir hatten kein Geld für irgendwelche Moden. Das spielt aber keine Rolle wenn man sich in jüdischen Kreisen bewegt.

Unser jüdischer Kreis bestand aus einem alten Herrn der uns eine Wohnung vermietete, gleich neben der seinen. Das war im neunten Bezirk von Wien.

Er meinte, wenn wir ihm helfen, hilft er uns auch. Recht einfach. Er wird uns auf diese Weise helfen, dass er uns erlaubt in dem vorderen Zimmer der Wohnung, die eigentlich ein Straßenlokal war, ein Geschäft aufzumachen. Die Miete brauchten wir ihm auch nicht mehr zu zahlen. Da hier in der Umgebung etwa sechstausend Krankenschwestern arbeiteten(da befindet sich das größte Wiener Spital), wäre es am Klügsten wenn wir ein Modegeschäft eröffneten.

Gut, was klug wäre, wussten wir auch, aber von welchem Geld sollten wir die Waren kaufen?

Das ist jetzt einer von den Gründen warum die jüdischen Leute (außer dass sie ungewöhnlich künstlerisch begabt sind) so einen großen Erfolg haben. Die helfen sie sich gegenseitig.

Der alte Herr ging mit uns zu einem seiner Freunde (natürlich jüdisch) der eine Großhandlung mit Textilien hatte. Wir konnten uns da aussuchen und mitnehmen was und wieviel wir wollten. DAS war erst klug und einfach. Alle hatten etwas davon. Wir sowieso, der Großhandlungbesitzer auch und unser „Verbindungsmann“ auch, wenn wir ihm seinen Wunsch erfüllen. Ob die Waren in einem Lager waren oder in einem Verkaufsladen in der Nähe von sechstausend kaufwütigen Krankenschwestern, war nicht egal.

Jedes Mal wenn wir etwas verkauften, zahlten wir ihm das. Wenn etwas lange nicht zu verkaufen ging, gaben wir ihm das zurück. Und das alles recht einfach abgewickelt, ohne irgendwelche Belege oder ähnlichem. Der Großhandlungsbesitzer lächelte nur mitleidig wenn mein Mann anfing irgendwelche Listen aufzustellen. Wozu Listen? Es betrügt keiner Keinen. In diesen „Kreisen“ ganz bestimmt nicht. Wir gehörten jetzt dazu. Außerdem erspart man sich einiges ohne „Listen“: Bleistift, Papier, Zeit, Steuer….ja, das mit dem Steuer hört sich nicht sehr gut an. ABER erstens, machen es fast alle, die Steuern nicht korrekt zu zahlen. Was „die Kreise“ betraf, war man eigentlich

nicht verpflichtet die Kriegsreparationen zu zahlen? Sogenannte Wiedergutmachung?

Das Wort sollte man ändern! Kann man wirklich IRGENDWIE das erlittene Leid GUT MACHEN?

So! Was war unserer Gegenleistung?

Der alte Herr war Ungar und konnte nicht sehr gut Deutsch sprechen und schon gar nicht schreiben. Genauso stand es mit dem Englisch. Mein Mann konnte beides. Genau um diese Reparationen zu bekommen brauchte der alte Herr Zeugen, die bestätigten, dass er in verschiedenen KZ‘s war.

(Mir wird übel schon beim Schreiben von diesen zwei Buchstaben).

Also, ich verkaufte die schönen, weißen Blusen an die Krankenschwestern und mein Mann saß und schrieb an Überlebende. An viele. Aber immer noch zu wenige. VIEL zuwenige.

Der alte Herr sagte im seinem drolligen Akzent immer wieder drei Worte: „Rio de Janeiro, Copacabana und Joguar“. Die ersten zwei Worte sind klar. Der „Joguar“ ist das englische Luxusauto: „Jaguar“.

Irgendwann verließen wir ihn. Die Briefe waren alle geschrieben, die Krankenschwestern kauften außer den schönen, weißen Blusen nicht mehr viel und wir suchten andere „Besonderheiten“.

Ein Jahr später wollten wir den alten Herrn besuchen. Er wohnte nicht mehr dort. Die Hausmeisterin sagte uns, dass er verreist wäre, für immer. Aber er schrieb ihr hin und wieder. Sie verschwand und kam wieder mit einer Postkarte in der Hand, auf der ein ganz langer, weißer Strand, das Meer und die Jesus Statue mit ganz weit ausgebreiteten Händen, stehend auf einem hohem Berg, abgebildet war.

24. Steinchen *(Die Gastarbeiter und ein kleines, blondes Mädchen in der Textilbranche)*

Wir blieben in der Textilbranche. Aber auf etwas andere Art.

Das war die Zeit wo sehr viele Gastarbeiter aus Jugoslawien nach Wien kamen. Weil Wien so eine feine Stadt ist, wollten die auch fein werden. Wie würd man aber fein? Na, mit einem feinen Anzug, natürlich. Bekanntlich, die Kleider machen Leute. Woraus würd der feine Anzug gemacht? Aus feinem,

englischen Stoff natürlich! Der ist aber teuer. Nicht, wenn man ihn von einem feinen, kleinen, blonden Mädchen kaufte, das in Not war und das die feinen, englische Stoffe von ihrem leider Pleite gegangenen Vater hatte. Nun musste sie die billig verkaufen. Wie konnte man wissen, dass es wirklich der feine, englische Stoff ist? Das ist einfach. Der „echte“ feine, englische Stoff hat am Rand eine gelbgold eingewebte Schrift - „Made in England“. Das weiß doch jedes Kind. Das hatte dieser Stoff.

Das feine, kleine, blonde Mädchen hatte den Stoff nicht von ihrem alten, armen, Pleite gegangenen Vater, sondern von ihren alten „Connections“ aus gewissen Kreisen.

Aber da die „Tschuschen“ *) nicht dumm waren wussten sie, dass es auch in England billige Stoffe gibt. Der feine, englische Stoff muss aus reiner Wolle sein. Knittern darf er auch nicht. Das wusste das feine, kleine, blonde Mädchen auch. Darum rieb sie mit meisterhaften Bewegungen, fest den Stoff zwischen ihren Händen und der blieb glatt. Na ja, gerieben hatte sie ihn nicht wirklich, eben meisterhaft. Als letzten Beweis riss sie einen kleinen Faden aus dem Stoff, bat Anwesende um ein Feuerzeug (feine Mädchen rauchen nicht) um den kleinen Faden anzuzünden. Da entwickelte sich wohliger Wollegeruch, der Faden verwandelte sich in ganz feine Asche, die sich beim kleinsten Hauch in alle Himmelsrichtungen verstreute. Beim Kunststoff wäre das nicht der Fall gewesen.

Das feine, kleine, blonde Mädchen musste nur aufpassen, dass sie die kleinen Fäden nicht vermischte wenn sie den Echtwollfaden vorher aus dem Versteck holte. Wenn ein Faden zum Beispiel von einem braunen Stoff angezunden werden musste, dass sie dann nicht versehentlich einen blauen aus ihrem Versteck holte, oder gar den grünen

**) „Tschuschen“ – ein ganz schlimmes Schimpfwort für jugoslawische Gastarbeiter. Einmal konnte ich wieder meinen „Tom Sawyer“ bewundern, als er eine ganz große Latte von der Baustelle nebenan in die Hand nahm und damit ein paar Flegel verprügelte, weil die ihn fragten ob das da neben ihm, seine „Tschuschin“ ist. Damit war ich gemeint. Mein Mann war in diesem Moment eine wundersame Mischung aus Tom Sawyer, aus Saul‘s Sohn Jonathan, der ganz allein zwanzig Philister erschlug, und Don Quijote. Don Quijote darum, weil die Sache sinnlos war. Das begriff ich erst viel später.*

So lange man einem „Tschusch“, (Entschuldigung, einem jugoslawischen Gastarbeiter) nicht in die Augen „Tschusch“ sagt, ist es nicht beleidigend. Schließlich, man muss diese Menschengruppe irgendwie nennen. „Jugoslawische Gastarbeiter“ ist eindeutig zu lang. Man versuchte es mit „Kolaric“, aber „Tschusch“ ist irgendwie sympathischer und es könnte passieren, dass man selber „Kolaric“ heißt bei diesem „Mischmasch“ von echten Nachkömmlingen der Österreichisch-Ungarischen Monarchie. Ausserdem wenn man jemand „Kolaric“ nennt, kommt man sich selber nicht „erhaben“ vor. Beim „Tschusch“ schon. Das braucht der Mensch.

Besonders der, der NICHT „erhaben“ ist.

Irgendwann, viel später, sprach man diesen Namen mit einem Hauch von Zärtlicheit aus. Da drinnen lag Nostalgie, Menschenverständigung, Verbrüderung und vor allem Sehnsucht nach den alten Zeiten wo als notwendige Plage „nur“ Tschuschen da waren. Nicht auch „Kanaken“ wie heute. Gott, soll ich das auch erklären? Gut!

„Kanaken“ sind Menschen, immerhin Menschen (der Max Frisch sagte einmal: “Wir riefen Arbeitskräfte und es kamen Menschen.“), aus den orientalischen Ländern, wo bereits im 9. Jahrhundert islamische Universitäten blühten, zu welcher Zeit die wenigsten Europäer überhaupt Lesen und Schreiben beherschten. Die haben dort aber einigen Fehler: Ihre Frauen gehen nie zum Friseur da sie immer nur Kopftücher tragen, sie müssen sich fünfmal am Tag waschen und ihre Frauen dürfen ihre Männer nicht betrügen. Da werden die sehr böse. Aber die Männer die Frauen auch nicht. Nur das weiß fast keiner. Alkohol dürfen sie auch nicht trinken. Na ja, wer ist schon ohne Fehler?

25. STEINCHEN *(Der Traumschwiegersohn)*

Uns zog es wieder in die Ferne.

Da aus der Südsee nichts wurde, hatte ich die Idee, mit meinem Mann zu meiner Großmutter auf‘s Land zu ziehen. Wir hatten keine Kinder, also waren wir frei. Sie sollte auch meinen „Tom Sawyer“ kennenlernen. Mein Mann war zu dieser Zeit recht dünn und sehr blass im Gesicht. Mir sagte eine Ärztin, dass

ich keine Kinder bekommen konnte. Ich wurde auch trotz aller Bemühungen tatsächlich nicht schwanger.

Sie irrte sich aber.

Dort auf dem Land, verwandelte sich mein Mann in einen sogenannten „Traumschwiegersohn“.

Zuerst reparierte er den seit Jahrzehnten umgefallenen Zaun. Dann half er bei allen Arbeiten mit. Beim Felder umstechen, beim Säen, bei der Ernte…,und das recht geschickt. Nur mit der Sense tat er sich schwer. Zwiebel mochte er auch nicht unter der großen Plane essen. Sliwowitz mochte er schon unter der großen Plane trinken. Und sonst auch. Aber nicht so viel wie die Bauern. Die nahmen ihm das aber nicht sehr übel.

Er prahlte sehr gerne mit seine Stärke. Nach der Ernte trugen die Männer Säcke voller Weizen auf ihren Schultern auf den Dachboden hinauf. So ein Sack wog etwa fünfzig Kilo. Sie trugen immer zwei Säcke auf einmal hinauf. Die Jüngeren. Die Älteren nur einen. Mein Mann nahm einmal drei. Natürlich konnte er die nicht einfach so alleine nehmen. Man lud ihm die Säcke auf die Schultern. Er machte paar Schritte und ich sah unter den Säcken sein gerötetes Gesicht, das zu platzen drohte. Ich lief zu ihm und warf alle drei Säcke von seinen Schultern auf den Boden. Sein Gesicht war nicht geplatzt, aber alle drei Säcke.

Die Männer schauten mich vorwurfsvoll an, die Frauen nicht. Sie lächelten mir zu.

Wir blieben dort ein Jahr lang. Mein Mann nahm zehn Kilo zu, erlernte die Sprache und wurde ganz braun im Gesicht. Am Oberkörper auch. An den Beinen nicht. Die jungen Männer auf dem Land liefen nicht in so winzigen Badehosen herum. Die Bäuche zogen sie schon ein.

UND ich wurde schwanger.

Ja, die Ärztin irrte sich.

26. Steinchen *(Die Schweine und Weizen)*

Es ist Brauch, dass man zum Ostern süße, kleine Lämmchen grillt. Oder süße, kleine Schweinchen.

Man ging auf den großen Wochenmarkt und dort suchte man sich von den Süßesten ein „Opferlamm“ aus. Bei uns waren es zwei süße, kleine Schweinchen. Eines war schwarz und das andere schwarz-weiß gemischt. Damals gab es nicht solche großen und nur weißen Schweine wie heute. Sie waren direkte Nachkommen von den Wildschweinen.

Bis zu Ostern waren es noch paar Wochen. Also, sie wurden noch nicht „geopfert“. Da mein Mann viel Zeit hatte, beschäftigte er sich mit diesen zwei Schweinchen. Das tagtäglich und den ganzen Tag.

Ostern rückte immer näher und mein Mann wurde immer trauriger. Eines Tages kam er zu mir und fragte mich: “Glaubst du, dass deine Großmutter sehr böse sein wird wenn wir diese Schweinchen nicht aufessen?“ Nein, sie wurde nicht böse. Zwei Gänse mussten dann daran glauben.

Es vergingen Monate. Aus zwei Schweinchen wurden zwei Riesenschweine. Mein Mann merkte das nicht. Eine Mutter merkt auch nicht wirklich, dass ihre Kinder größer geworden sind. Er gab ihnen weiter das „Fläschchen“. Das war zwar dann ein großer Ölkanister aus dem ein Schlauch hing, den er ihnen in den Mund steckte, aus welchem die literweise Milch saugten. In einen großen Blecheimer gab er ihnen säuberlich in Würfel geschnittene Kürbisse. Andere Schweine wälzten sich im Dreck hinter ihren Riegeln und Gittern. Nicht so seine. Die wurden gebadet, gebürstet, und, nein – gefönt nicht. Wir hatten auch keinen Fön. Sonst könnte ich nicht garantieren, dass er das nicht auch noch gemacht hätte. Strom gab es. Ganzen Tag. Jetzt auch ohne Dynamo. Die Schweine genossen ihren Freiheit. Sauberkeit? Bin ich mir nicht ganz sicher. Aber sie waren nicht den ganzen Tag frei. Wenn mein Mann keine Zeit hatte, waren sie angebunden an einem Baum, wie Hunde. Wenn man einen schlimmen Quietscher hörte, bedeutete das, dass sie sich um den Baum herumgewickelt hatten. Dann kam mein Mann und wickelte sie aus. Sie waren darum angebunden, dass sie nicht in den benachbarten Gärten Löcher buddelten. Hatte er aber Zeit, durften sie frei laufen, und falls sie doch zu weit liefen, musste er nur fest klopfen, mit einem Eisenschöpfer an ihren Blecheimer und schon kamen sie schnell und fröhlich zu ihm zurückgehüpft. Am Anfang war das lustig zu beobachten wie sich zwei paar kleine Ohren durch das Gras kämpften, lustig hüpfend. Später wurde das Gras höher, aber die Schweine noch höher. Jetzt sah man wie sich zwei Riesenschweine, zwar nicht mehr durch das Gras kämpften, aber immer noch lustig hüpften.

Mein Mann schleppte von irgendwo einen großen, umgefallenen Baumstamm heran (in tagelangen Arbeit, zentimeterweise hat er ihm geschoben und gezogen), und über diesen Baumstamm sprangen die zwei tatsächlich auf Kommando darüber. Gut, nicht gerade sprangen, aber irgendwie wälzten sie sich hinüber - hin und her, hin und her..!

Namen hatten sie auch.

Irgendwann war ich hochschwanger und wir beschlossen, dass unser Kind in Wien auf die Welt kommen sollte. Also, Trennung. Da meine Großmutter keine Schweine gehalten hatte, mussten wir die beiden abgeben, an einen Verwandten. Der bestand aber darauf, dass das gleich geschah und nicht erst in einem Monat, wenn wir nach Österreich zurückfuhren.

Es war Winter. Im Winter schlachtet man die Schweine. Das ganze Monat hüteten wir uns, diesen Verwandten zu besuchen. Denn bei Besuchen bekam man immer was zu essen. Um diese Jahreszeit waren das immer frisch gemachte Schweinswürste.

(Immerhin, der Traum dieser Ferkel hat es sich erfühlt – Schweinen zu werden!)

Ich frage mich manchmal, wie das gewesen wäre wenn ich nach Paris gefahren wäre? Ich weiß, das fragen sich viele Menschen, was wäre wenn? Andere Kinder (Gott behüte), andere Wege, andere Interessen, andere Erlebnisse, andere Wünsche, einfach alles anders. Zum Beispiel das nächste Steinchen.

27. STEINCHEN *(Omar Sharif)*

Ich war zur verbotenen Zeit in der verbotenen Filmstadt. Man sagt, die Araber mögen blonde Mädchen. Ich war sehr blond. Und abweisend. Ich hörte, dass das mit der Filmkarriere nur über verschiedenen Betten ging. Darum war ich abweisend. Aber nur zu den Ausländern. Zu meinen Landsleuten nicht. Da war ich immer lustig. Ich bin eigentlich immer lustig. Da drohte kein Gefahr. Man kannte meinen Vater. Das war ein großer Schutz. Aber diesen gepflegten, reichen Ausländern war der „große“ Advokat aus Belgrad, egal. Darum war ich abweisend zu ihnen. Ich baute mir meinen eigenen Schutz auf.

Der Hauptdarsteller des Filmes war der große (schöne) ägyptische Filmstar Omar Sharif. Alle Mädchen stürzten sich auf ihn. Er stürzte sich auf mich. Erstens, weil ich als Einzige so blond war und einen großen Busen hatte. Da stürzen sich Männer gern. Und erst diese orientalischen! Meine grünen, schwarzumrandeten Augen waren auch da. Zweitens, weil ich abweisend war. Das zieht immer. Das ist recht einfach. Zuerst muss man sozusagen den Köder auswerfen. Das heiß, irgendwie auf sich aufmerksam machen. Ein Blick, ein Lächeln…, dann den Köder wieder herausziehen. Die Fische bleiben garantiert da. Eben weil der Köder nicht mehr da ist. Wäre der noch da, dann hätten die Fische ihn aufgefressen, und es bestand kein Grund mehr, dass man bleibt. Aber da die Hoffnung als allerletztes stirbt, denkt man, dass man bald etwas im Mund haben könnte und das ließ die Fische auf gar keinen Fall diese Stelle verlassen. Um so länger sie warten, um so stärker ist ihr Verlangen, ihr Hunger, ihre Gier. Bei mir bedurfte es keiner Blicke, keinem Lächeln. Mein Kostüm war eng genug. Ich war immer woanders, fröhlich scherzend mit den Anderen. Einmal kam er zu mir und gab mir eine Orange. Ich bedankte mich mit einem tiefen Blick aus schwarzumrandeten Augen und flatterte weiter. Ich spürte immer seine großen, leuchtenden und irgendwie feuchten Augen auf mich gerichtet.

Das war Winter. Meine Drehtage waren vorbei. Sie dauerten aber recht lang. So etwa drei Monate. Dort, beim Filmemachen dauert alles so lange. Die Filmschauspielerei besteht hauptsächlich aus Warten.

Dann kam der Sommer. Ich bekam wieder ein Angebot in einer Co-Produktion zu spielen. Eben eine Co-Produktion mit Ausländern. Da war ich auch schon frei. Ich hatte das Abitur gemacht und war legal zum Drehen gegangen. Es wäre anders gar nicht möglich gewesen, da man den Film in Sibenik drehte, dort wo man die „Winnetou“- Filme gemacht hatte. Ich konnte dort nicht einfach so hinhüpfen und am Abend mit der Schultasche nach Hause kommen.

In Sommer ist alles anders. Überhaupt der Sommer am Meer. Sommer am Rücken eines Pferdes, das unzählige Male galoppierte, hin und her vor den

laufenden Kameras. Ein reizvolles Kostüm hatte ich auch an. Ich spielte eine Tscherkessin. Und, oh Wunder, der Hauptdarsteller war wieder - der Omar Sharif. Wir beide da, die alten Kameraden. Seine großen, feuchten Augen leuchteten wenn er mich sah. Aus Freude, dass er ein bekanntes Gesicht sah und sonst auch. Ich freute mich auch. Aber nicht so sehr, dass ich nicht wusste, dass ich seine Einladung zum Abendessen, nicht gleich annehmen sollte. Nicht gleich. Später schon.

Wieder das gleiche Spiel. Köder ausgeworfen, wieder herausgenommen, gewartet und dann gnädigerweise wieder hineingeworfen. Der Fisch stürzt sich auf den Köder und will ihn nicht mehr loslassen.

Er fragte mich in diesem Sommer ob ich ihn heiraten würde. Ich sagte – „Non“. Wir sprachen französisch miteinander. Auf mich warteten Schweine, Weizen, mein „Tom Sawyer“ und meine Kinder!

28. STEINCHEN *(Die Eisenwarenhandlung)*

Unser Baby war da.

Babys trinken Milch. Sauer sollte sie nicht sein. Die Milch. So lange es noch Winter war, wurde die auch nicht sauer. Aber dann kam der Sommer. Wir hatten kein Geld und keinen Kühlschrank. Mein Mann las in irgendeiner Zeitung, wenn man ein neuen Kühlschrank kaufte, konnte man seinen alten abgeben, dann bekam man den neuen etwas billiger. Was machten die mit den alten? Mein Mann war immer sehr neugierig (ich nicht), er ging in die Fabrik und erkundigte sich was mit den alten Kühlschränken geschieht. Nichts! Irgendwann wurden die entsorgt.

Einen entsorgte mein Mann. Sie gaben ihm den um ganz wenig Geld. Eigentlich hätten sie ihm das Geld geben sollen, für die Entsorgung. Aber damals kümmerte man sich noch nicht um den Umweltschutz. Die wurden einfach irgendwo weggeworfen. Es war so, dass die Kühlschränke zum größten Teil noch gut waren. Nur nicht schön. Es ging schon los mit der Wohlstandsgesellschaft, die Nachbarin hat einen neuen, also muss ich auch einen haben. Ich putzte den Kühlschrank schön und die Milch wurde nicht sauer.

Mein Mann war nicht nur neugierig, er war auch irgendwie philosophisch begabt. Beim Philosophieren kam er darauf, dass es bestimmt noch mehr junge Eltern mit Babys ohne Geld und ohne Kühlschränke gab. Er ging wieder in diese Fabrik und kaufte noch drei Kühlschränke. Er annoncierte in der Zeitung, dass ein alter, funktionierender Kühlschrank zu vergeben sei. Ich putzte die

Kühlschränke. Philosophieren lohnt sich. Die drei Kühlschränke waren im Nu weg. Er annoncierte, ich putzte. Am Ende hatten wir nicht genug Platz in unserer kleinen Wohnung für die viele Kühlschränke.

Mein Mann lernte einen Geschäftsmann kennen. Gut, so ein großer Geschäftsmann war er nicht, er hatte einen kleinen Eisenwarenladen um die Ecke. Wenn man eine, so ziemlich leere Wohnung hat, dann möchte man sie verschönern. Wohin ging man da? In einen kleinen Eisenwarenladen um die Ecke. Da mein Mann viel Zeit hatte, plauderte er sehr oft mit dem Mann dort, auch über unsere Platzprobleme mit den Kühlschränken. Er fragte ihn, ob er gegen einen kleinen Betrag die Kühlschränke in seinem Lager lagern könnte. Ja, er konnte!

Eines Tages kam mein Mann in diesen Laden und es war keiner da. Er hörte aber Stimmen von hinten und wie der Mann mit seiner Frau sprach: "Wenn wir bis übermorgen die sechstausend Schilling nicht zahlen, sperren die uns den Laden zu." Der Mann kam nach vorne und mein Mann griff in die Tasche und gab ihm die sechstausend Schiling. Ja, die Überraschung war groß. Er wollte meinem Mann irgendeine Bestätigung geben, aber da lächelte mein Mann nur mitleidig. Er hatte sehr viel gelernt in seinen jüdischen Kreisen.

Wieder eines Tages kam er nach Hause und sagte mir, dass er gemeinsam mit dem Geschäftsmann, eine Eisenwarenhandlung kaufen möchte.

Aha! Meine zweite Reaktion war die, die ich dann auch aussprach:

"Du kennst doch nicht einmal den Unterschied zwischen eine Schraube und einem Nagel." Die erste Reaktion war:

„Wir haben doch kein Geld". Beides stimmte.

Gut, unser „Geschäft" mit den Kühlschränken lief. Der Mann gab uns auch schon unsere sechstausend Schilling zurück. Wir hatten noch tausend Schilling, also zusammen siebentausend. Aber die Tausend brauchten wir, mein Mann wollte mobil werden und wollte sich ein Moped kaufen.

Gut! Was kostet dieses Eisenwarengeschäft?

„Eine Million Schilling", sagte mein Mann.

Wir hatten sechstausend!

Nein, es war nicht ganz so. Halb, halb. Also, wir brauchten nur fünfhundertausend Schilling. Aber wir hatten nur sechstausend.

Unser potenzieller Partner dachte wir hätten Geld. Schließlich sah er wie das „Geschäft" mit den Kühlschränken lief. Dann kam noch dazu, dass er immer in so einem grauen, schmuddeligen Arbeitsmantel herumlief und wir waren total elegant, wie man das heute sagt, gut gestylt. Unsere „Connection" zu Modebranche unterbrachen wir nicht!

Die alte Dame, der das Geschäft gehörte, war heilfroh, dass sie endlich jemand gefunden hatte, der ihr Geschäft übernahm. Die Verhandlungen waren schon im Gange, da kam mein Mann mit der Wahrheit heraus. Zwar, dass wir nicht die ganze Summe auf einmal zahlen konnten, sondern nur zweihunderttausend Schilling und den Rest in Raten. Was sollte sie machen? Sie hatte sich schon so auf ihren Ruhestand gefreut! Das bedeutete, dass jeder der

Partner nur hunderttausend Schilling zahlen musste. Gut, sie war damit einverstanden. Aber wir hatten nur sechstausend Schilling.

So kam es, dass ich zum zweiten Mal ziemlich entsetzt war über die familiären Verhältnisse in einem Land außerhalb meines Landes.

Das erste Mal, als mich mein Mann seinen Eltern vorstellte. Wir verabredeten uns, mir zu Ehre, in einem feinen, jugoslawischem Restaurant. Es war ein sehr netter Abend. Ich war doch eine Nette, seine Eltern eigentlich auch, ganz nett. Es konnte nichts schief gehen. Bis es zum Zahlen kam. Sie bezahlten (seine Eltern) tatsächlich nur ihren Teil der Rechnung. Das war für mich ein Schock. In meinem Land verkaufen die Väter ihr Haus um die zukünftige Braut bewirten zu können.

Der zweite Schock kam jetzt.

Sein Vater war nicht arm. Mein Mann ließ seinen ganzen Stolz irgendwo und fragte den Vater um Geld. Es ging um sechzigtausend Schilling. Das restliche Geld schafften wir irgendwie heran. Die Großmutter, die Mutter meines Schwiegervaters, half uns auch.

Die ewig nörgelnde, alte Wienerin (die sogar eine Nase wie der göttliche Hans Moser hatte) mochte mich. Ihr war die „Tschuschin“ lieber als die „Piefke“ Schwiegertochter (meine Schwiegermutter), die nicht in der Küche half und verschwenderisch war, ihrer Meinung nach. („Piefke“ – ein nicht gerade liebenswerte Bezeichnung für die Deutschen von Seite Östereicher.)

Nein, geben konnte er es uns nicht, aber er konnte uns bei einer Bank gut stehen für diesen Betrag. Auch gut. Egal, von wo das Geld herkam. Hoffentlich könnten wir das Geld auch rechtzeitig zurückzahlen? Aber wir werden uns bemühen.

Der Grund für meinen Schock lag woanders. Als Gegenleistung verlangte mein Schwiegervater dass er zur Hälfte beteiligt wurde an unserem Gewinn.

Wir hatten nie einen Gewin!

29. STEINCHEN *(Österreicher und Jugoslawen)*

Mit so einem netten Laden konnte man es zu Wohlstand bringen. Wenn alle Schulden bezahlt waren, die miteinbezogen, die man dann noch für das neue Auto machte, sowie für den neuen, großen Einbaukasten und für die vollelektrische Küche…., dann dauerte das so etwa 10 Jahre.

Wir hatten aber nicht so viel Zeit. Wir mussten doch unsere „Besonderheiten“ erleben. Welche? Das wussten wir nicht. Es war auch egal. Das war das Besondere daran!

Wir nahmen unsere Sache ernst. Erstens, warum kauften wir dieses Geschäft überhaupt wenn es mit so viel Schwierigkeiten verbunden war? Wir waren „gezwungen“ den eigenen Vater zu betrügen was den Gewinn betraf, dann waren wir gezwungen in grauen, schmuddeligen Arbeitsmänteln herumzulaufen, (was wir dann doch nicht taten) und dann noch, waren wir gezwungen den ganzen Tag arbeiten zu gehen, was auch einer gewissen Überwindung bedurfte. Abgesehen von der fachlichen Unkenntnis meines Mannes. Ich selbst war auch nicht eine geborene „Eisentandlerin“.

Nach meiner ersten Reaktion:

“Aha“, und nach der ersten Frage:

“Was kostet das?“, kam die nächste:

„Wo ist das?“

Mein Mann nannte mir die Adresse:

Mexikoplatz. Ohne ein Sekündchen überlegen zu müssen, kam meine Antwort:

„Und wenn das ein Kohlenhandlung ist, wir nehmen es!“

Die genannte Adresse war vielleicht nicht allen Wienern bekannt, aber allen Jugoslawen. War das doch mein Tätigkeitsgebiet, wo ich das feine, kleine, blonde Mädchen war und meine Landsleute so fein machte.

Dann ging es los. So richtig. Aber nicht zufällig. Ich rechnete damit.

Also, alle jugoslawischen Gastarbeiter, so genannte „Tschuschen“, die der deutschen Sprache nicht mächtig waren, machten ihre Einkäufe dort wo man sie verstand. Und wo war das? Natürlich auf dem Mexikoplatz. Klingt gar nicht „tschuschisch“.

Ob die (Mexikaner) besser behandelt würden? Ich bezweifle es. Ich sage nicht, freundlicher. Nur besser. Was nicht heißt, dass die schlecht behandelt wurden. „Besser“ bezieht sich nicht nur auf „schlecht“. Genau so auf „gut“. Man kann „gut“ behandelt werden, aber „besser“ auch noch.

So war das mit der Beziehung zwischen Jugoslawen und Österreichern. Die Österreicher murren schon viel. Nörgeln, meckern, sagen die Deutschen. Ein echter Wiener sagt – „motschgern“.

Die sind auch die echten Nachkömmlinge vom schon genannten, göttlichen Moser. Hans Moser. (Mein Name ist Moser, Hans Moser).

„Murren“, „nörgeln“ „meckern“, „motschgern“, was das Zeug hält. Aber in genau in demselben Ausmaß halfen sie auch. So sind sie halt! (Ich kann mich an die großzügige Afghanistanhilfe, im Jahre 1979 und an noch viel mehr Spendenaktionen erinnern)

Ich kenne fast keinen Wiener, der nicht zumindest einen seiner „Tschuschenarbeitskollegen“ nach Hause einlud. Da entwickelte sich meistens eine innige Freundschaft. Sie hatten endlich Freunde. Die Wiener.

Nicht, dass es in Wien nicht genügend andere Österreicher gibt. Es ist so, dass sich die Österreicher auch zum Essen verabreden, mit ihren österreichischen Arbeitskollegen oder sonstigen Österreichern. Oder man lädt sich gegenseitig zum Essen nach Hause ein. Da wurde das ganze Haus geputzt, das Silberbesteck aus der Silberlade geholt und nach raffiniertesten Rezepten gekocht. Man verbracht einen sehr schönen Abend. Gediegen, nett und witzig (nicht sehr, aber es geht), ….und das war‘s!

Ich erlebte das nicht nur einmal. Am Anfang dachte ich, super, jetzt haben wir neue Freunde! Aber nein! Ich irrte mich. Nicht, dass man sich nicht sympathisch war. Das hätte ich verstanden, natürlich. Nein, einfach so! Ich kam nie darauf, woran das lag. Nicht, dass ich nicht darüber nachdachte. Sogar viel dachte ich darüber nach. Man konnte auch nicht von einer gewissen Bequemlichkeit oder gar Faulheit sprechen. Dagegen spricht das Beispiel vieler (südlichen) Länder in denen man die Menschen für bequem und faul hält. Sie sind aber niemals zu bequem und zu faul um sich mit Freunden zu treffen, egal, wann und wo und meistens, immer und überall.

Eine kleine Geschichte hätte ich zu diesem Thema:

Ich, frisch nach Wien gekommen, beim Verlassen unserer Wohnung, mein Mann im Begriff die Wohnungstüre zuzusperren:

„ Warum tust du das?“ fragte ich neugierig.

„Was“? fragte er klug.

„Na, die Wohnungstüre zusperren?“ sagte ich fragend.

„Ja….aber…,“ stotterte er, „damit keiner herein kann!“

„Aber was, wenn irgendwelche Freunde uns besuchen kommen? Die können dann nicht herein!“ sagte ich, ehrlich überrascht.

Mein Mann war ehrlich entsetzt und kluge Fragen stellte er auch nicht mehr, es hätte auch keinen Sinn gehabt.

30. Steinchen *(Der Mexiko Platz)*

Es verging nicht viel Zeit und ALLE Jugoslawen aus Wien und Umgebung waren bei uns Kunden und zum großteil unsere Freunde.

Dieser Mexikoplatz befindet sich gleich neben der Donau, wo viele bulgarische, russische, rumänische und serbische Schlepper anlegen. Eben die von den Donau-Ländern. Die kamen schon vor den jugoslawischen Gastarbeitern. Die Menschen aus diesen Ländern kauften viel und billig ein, hauptsächlich Bekleidung. Weil die Juden tüchtig und klug sind, eröffneten sie ihre Geschäfte dort mit dem Personal, das auch die Sprache sprach die gerade verlangt wurde. Außerdem sprechen auch die meisten Juden eine Ostsprache. Das sprach sich herum unter den jugoslawischen Gastarbeitern und die gingen dann dort einkaufen.

Jetzt kamen wir. Die ganzen billigen Klamotten kaufen natürlich die Frauen ein (wie immer und überall auf dieser Welt) oder die Männer, als Geschenk für ihre meistens zu Hause gebliebenen Frauen. Was war mit den Männern? Männer kaufen nicht mit Vorliebe billige Klamotten, sondern, wenn es ging, teure Werkzeuge. (Das ist auch überall auf dieser Welt so!) Die hatten wir.

Zum Beispiel, die sogenannten „Silver - Sensen“ aus Stahl. Alle Größen, von 60cm - 120cm. Dann schwedische Handsägen. Warum schwedische, wusste ich nicht, aber die waren gefragt. Auch in verschiedenen Längen. Sowie eine Unmenge Reserveblätter dazu. So gut konnte dieses schwedische Zeug gar nicht sein, wenn die so viele Reserveblätter brauchten! Dann natürlich, echte, deutsche „Solingen Messer“, so ganz große. (Arme Schweine) Der absolute Renner war die deutsche „Stihl Motorsäge“. Und erst die Reserveketten dazu! Was machten die mit so vielen Reserveketten? (Irgendwer muss absichtlich Nägel in die Bäume schlagen damit sie schneller kaputt gehen.)

Das mit dem Reservezeug war überhaupt so eine Sache. Sie hatten alle zu Hause so irgendwelche große Mähmaschinen. Sie mähten mit Hilfe kleiner, dreieckiger Messer. Diese Messer wurden stumpf. Man brauchte neue. Da das aber uralte Maschinen waren, gab es diese Messer nicht mehr. Beziehungsweise schon, aber man hätte sie sehr mühevoll in irgendwelchen Katalogen suchen müssen und dann bestelen. Was mein Mann dann auch tat. Nicht nur diese Messer. Es sprach sich herum, dass mein Mann ALLES besorgen konnte. (Wie mein Onkel damals, der ALLES reparieren konnte. Aber zuschauen durfte man ihm nicht.)

Meinem Mann durfte man zuschauen, ihn bewundern und ihm dankbar sein.

Dankbar war man ihm auch aus anderen Gründen. Wenn sie irgendein Problem hatten, mit der Polizei zum Beispiel, oder vor Gericht mussten, ging mein Mann sehr oft mit ihnen zu diesen ungeliebten und vor allem unverständlichen Behörden. Das alles natürlich unentgeltlich. Viele Briefe waren für die Jugoslawen unverständlich. Deshalb gingen sie immer direkt zu meinem Mann, an mir vorbei um diese Briefe sich übersetzen zu lassen von meinem Mann, obwohl ich viele dieser Sachen besser erledigen konnte als er. Ich spreche ihre Sprache wirklich (Als einzige von den vielen Sprachen, die ich nur halb beherrsche. Ich beherrsche überhaupt alles nur so halb, aber darum vieles. Für mich persönlich ist das gut so. Beruflich ist es besser wenn man eine Sache perfekt beherrscht.) Ich übersetzte meinem Mann auch oft etwas, heimlich.

Sie liebten ihn. Weil er als Österreicher, ihre Sprache erlernte und weil er als Österreicher, eine von ihnen heiratete und weil er, als Östereicher, nett zu ihnen war. Es waren Hunderte. Sie fuhren jedes Wochenende nach Hause. Sie hatten nicht so weit. Jedesmal, wenn sie zurückkamen, brachten sie uns etwas mit. Speck, Würste, Sliwowitz…, zum Glück keine lebenden Hühner.

Wir hatten einmal ein nettes Erlebnis.

Wir fuhren auf Urlaub. Nach Kroatien. Ich glaube, das erste Mal überhaupt. Wir machten keine Urlaube, wir kauften kein neues Auto, wir kauften keinen großen Wandverbau und auch keine moderne Küche. Wir hatten andere Wünsche und Pläne. Besondere Wünsche und besondere Pläne.

Unser Auto war eben alt und hatte auch alte Reifen. Einer von denen platzte unterwegs. Wir blieben am Straßenrand stehen. Recht einsam, irgendwo in Jugoslawien. Wir blieben aber nicht lange einsam. Ein Autobus voller jugoslawischer Gastarbeiter blieb stehen und bekam fast Schieflage, wie bei einem Schiff. Etwa vierzig Köpfe schauten heraus auf einer Seite und schrien:

“Zdravo Chefe, brauchst du Hilfe?“

Einer sagte noch scherzhaft:

“Jetzt wird man sehen wieviel dein Werkzeug taugt, das du uns verkauft hast!“

Das Werkzeug taugte, DIE taugten, WIR taugten, ALLES taugte!

31. STEINCHEN *(Ein Schiff auf dem Neusiedlersee)*

Wir hatten einen Freund. Nein, mein Mann hatte einen Freund. Ein Wiener, tüchtig und witzig (nicht auf meine Weise) und nett. Er hatte eine Frau. Sie war auf „Niemandensweise“ witzig. Eben langweilig. Aber nett. Ein Jahr lang luden sie uns ein auf so ein kleines Schiff zu kommen, das auf so einem Neusiedlersee lag. Mir war das alles unbekannt. Die waren mir eben zu langweilig und ich wollte nicht.

An einem Sonntag beschlossen wir jedoch, da die so nett waren, dieser Einladung zu folgen. Das war ein netter Sonntag. Viele „segelnde“ Freunde hatten sie auch, auf diesem Neusiedlersee. Alle „erfahrenen“ Segler die uns, den „Landratten“, erklärten was ein „Tau“ war, was „Spinnaker“, „Luv“ und „Lee“ bedeutete. Es gab viele Mücken dort, aber sonst war es nett.

Am Montag in der Früh, mein Mann noch im Bett frühstückend, fragte mich ob ich wüsste, wo die Samstagzeitung war. Da sind immer viele, verschiedene Annoncen drinnen, alle wollen irgendetwas verkaufen. Ja, ich wusste es! Ich stand vor ihm auf (Eine jugoslawische Frau bringt immer ihrem Mann das Frühstück ans Bett. Na ja, zumindest ich habe es immer getan) und hatte schon die Seite aufgeschlagen mit den – Booten!

Am nächsten Sonntag fuhren wir wieder zu diesem Neusiedlersee (etwa 40 km vom Wien entfernt) und hinten an unserem Auto hatten wir ein Boot angehängt.

Sie staunten alle nicht wenig.

Zufällig suchten wir das richtige Boot aus. Zufällig, denn ich orientierte mich hauptsächlich an dem schön geschnitzten, dekorativen Baum, Verzeihung - „Mast“, der durch die Kabine, Verzeihung - durch die „Kajüte“ ging. Da spannte ich schon geistig die Vorhänge zwischen diesem „Mast“ und den Fenstern, Verzeihung - „Bullaugen“. Was ich dann auch tatsächlich tat. Sie belächelten mich ein wenig, aber nicht viel. Ich war sonst eine Nette.

Mein Mann zeigte sich da ein wenig fachkundiger. Seine Orientierung war der sogenannte – „Hubkiel“. Das hatte nicht jeder auf diesem Neusiedlersee. Sollte aber.

Dieser See ist nämlich sehr groß. Die Fläche beträgt 285 Quadratkilometer. Die höchste Stelle der Erdkrümmung beträgt zwischen verschiedenen Orten 9,60 m, so dass man nicht von einem Ende zum anderen sehen kann. Wenn man irgendwo in der Mitte ist, hat man das Gefühl, dass man mitten im Meer ist. Man sieht kein Ufer. Der Meereseindruck verschwand aber beim Anblick der

vereinzelten Männer, die einfach im Wasser herumstanden, mitten in diese Weite.

Der Neusiedlersee ist nämlich überall etwa 1,60 m tief.

Das ist wirklich ein lustiger Anblick wenn die „Hochseekapitäne“ mit ihren Kapitänsmützen, Verzeihung - Kapitänskappen und sonstigem Kapitänszubehör, sowie mit ihren Kapitänsmanieren und seeuntüchtigen Frauen, Verzeihung - Leichtmatrosen, brüllend die Hochseebefehle, Verzeihung - Kommandos, austeilten. Die meisten Frauen wirkten hilflos mit den Leinen („Tauen“) in der Hand und wenn sie den Anker (meistens falsch) auswarfen in das trübe Wasser und die großen Gummiwürste („Fender“) um das Boot verteilten und verschiedenes mehr. Der Mann (Kapitän) tat das alles nicht. Er ist doch der Kapitän! Er muss sich um die Ruder kümmern und um die Navigation (den Weg finden von einer Kneipe in die andere, die immerhin an verschiedenen Orten verstreut sind) und er muss das Boot außen putzen.

Also, ein lustiger Anblick wenn man diese großen Kapitäne sah, immer noch mit ihrer Kapitänskappe auf dem Kopf, in der Mitte dieser unendlichen Weite mit einem Schwamm in der Hand, ihre acht Meter langen Boote putzend.

Das ist überhaupt eine lustige Sache mit der Hygiene der Booten.

Die großen (Sonntags) Segler verwechseln da etwas. Es ist ein „Muss“, ein Gesetz, dass die Boote immer blitz-blank sauber sind. Es muss alles glänzen. Alle Klemmen, alle Schäkel, alle Drahtseile, alle Karabiner, alle Winschen….! Das ist der ewige Traum von der weißen Yacht, die nur so strahlt vor Sauberkeit! Die meisten vergeßen aber, dass dieser Traum den sich nur die Millionäre leisten, auch beinhalt, dass man sich auch eine Mannschaft leisten kann (eine typische Eigenschaft von Millionären) die alles putzt und „blankt“. Gut, die „Yacht“ konnte man sich leisten, mit ALLEM dazu „notwendigen“ Zubehör: jedes Handtuch, jeder Fußabtreter, jeder Teller, jedes Küchentuch ist mit einem Anker versehen. Mannschaft bin ich selber (und Kapitän) und meine „Alte“(aber sie ist nur Mannschaft.)

Also, das mit dem sogenannten „Hubkiel“ war darum klug weil dieser See an manchen Stellen nur einen Meter tief ist. Einen Hubkiel kann man hochziehen.

So kamen wir zu unserem „besonderen Leben als Seefahrer“ wie eine Jungfrau zum Kind.

32. STEINCHEN *(Schifffahrt im Mittelmeer mit Hochseeplänen)*

Ja, die Seefahrt, die ist lustig, ja die Seefahrt, die ist schön!

Besonders lustig wenn man mich beobachtete wie ich meistens am Samstag, so etwa um 22 Uhr, mit halbtoupierten Haaren und schwarzumrandeten Augen (ich konnte es nicht lassen) mitten im Neusiedlersee, vorwärts durch den Schlamm watete und hinter mir – unser Boot schleppte. Das war so:

Ja, segeln macht Spaß! Aber nur wenn der Wind weht. Der wehte auch Samstag Mittags und verwehte uns recht weit weg von unseren, in den Kneipen am Hafen wartenden Freunden. Ich, voller Freude, machte aus mir ein Kunstwerk und freute mich eben auf einen schönen Abend im Kreise unserer neuen Freunde. (Alle waren nicht langweilig.) Gerade als ich sie im Geiste vor mir sah, wie sie da saßen, jeder vor sich die köstlichen Grammelknödel garniert mit Sauerkraut und einem Glas oder zwei von dem noch köstlicheren, burgendländischen Wein, ging dem Wind die Puste aus. Bekanntlich sind auf dem Neusiedlersee Schiffsmotore nicht erlaubt. Völlig richtig! Aber ich hätte gerne gegen das Gesetz verstoßen wenn ich jetzt einen Motor hätte. Wir hatten keinen. Also, was blieb mir übrig als ins Wasser zu steigen (nicht springen, denn dann wäre mein Kunstwerk am Kopf und das Schwarz um die Augen beim Teufel) und das Boot zu schleppen? Es fiel mir dabei immer mein Vater ein mit seinem „Wolgaschleper Lied – E-ej juhnjem“! Mir war aber nicht zum Singen zumute. Ich wusste, die Knödel wurden kalt und das Kraut sauer und der Wein nicht von mir ausgetrunken, sondern von doch zum Teil interessanten Österreichern, die jetzt schon in ihren Kojen träumten, von der großen Hochseefahrt.

Zum Teufel mit „eine Seefahrt, die ist lustig, eine Seefahrt, die ist schön!“

Am Ende schaffte ich es, meinem Mann einzureden, dass wir an Samstagen überhaupt im Hafen blieben. Sicher war sicher! Für unsere mittlerweile achtjährige Tochter war es auch lustiger mit den Kindern im Hafen zu spielen, als die Mama voll aufgedonnert (Verzeihung, hoch gestylt) durch den Neusiedlersee wandernd und hinter sich ein Boot schleppend zu sehen.

Bei diesen „hochinteressanten“ Abenden mit Knödel und grünem Veltliner, ging es auch um „hochinteressante“ Themen. Nein, nicht Themen, es gab ja nur eine Thema – die Hochseefahrt.

Träume wurden war! Natürlich nicht für alle. Am wenigstens für die, die in ihren Kojen von Hochseefahrten träumten, aber nicht auf uns mit dem Essen warteten. Das waren auch die, die sich nicht vornahmen ihr Leben „besonders“

zu gestalten. Gut, vorgenommen hatten sie es sich vielleicht schon. Aber sie vergaßen das einfach.

Wir nicht!

Wir lasen immer sehr viel. Zu dieser Zeit, logischerweiser, alle möglichen Bücher und Berichte von Weltumseglern. Das war auch so eine Art von Spezies die wir alle sehr bewunderten und beneideten. Wir lernten auch von ihnen. Viel! Zum Beispiel wie man Brot in einem Kochtopf zubereitete, von Karla Schenk. Und von ihrem Mann Bobby Schenk (das ist das berühmteste, deutsche Weltumsegler-Ehepaar), lernte ich „Astronavigation“. Gott, mein halbtoupierter Kopf rauchte dabei so sehr! Ich bin sehr fleißig, ausdauernd und wissbegierig. Aber auch recht dumm was die exakten Wissenschaften betraf. Die Zahlen, Formeln und Tabellen waren nie meine Stärke. Mein Mann war da schon besser. Nur, er war weder fleißig noch ausdauernd. Wissbegierig schon, aber das reicht nicht aus ohne die anderen zwei Eigenschaften. Also, überließ er die Sache mir. Ich versuchte täglich bis zu zehn Stunden zu begreifen, was zum Beispiel, die „sphärische Trigonometrie“ ist.

Fleiß und Ausdauer lohnen sich. Irgendwann begriff ich es dann so halbwegs. Das reichte, dass ich vorerst ein „Leichtmatrose“ war, mich jetzt in einem „Kapitän“ zu befördern.

Nein, mein Mann behandelte mich nie so. Jemand, der einem das Frühstück ans Bett bringt und die Hausschuhe bereit stellt, behandelt man nicht wie einen Leichtmatrosen. Im Gegenteil – alles Schwere, körperlich Schwere - erledigte immer er. Und das konsequent. Das mit dem Boot durch die Wogen schleppen, zählte nicht. Natürlich machte ich das. Ich war die, die sich aufgedonnerte und unbedingt am gesellschaftlichen Leben teilnehmen wollte. Er lag gemütlich an Deck und las sein Buch. Was die Schwere betraf, das spezifische Gewicht spielte auch eine Rolle. (Ich schleppte den Kahn nicht an Land hinter mir her.) Also, ich wurde von einem „Leichtmatrosen“ zum „Kapitän“ befördert. Mit meiner Hilfe, mein Mann auch. Denn ohne meine Kenntnisse (die ich ihm so halbwegs beibrachte) hätten wir nicht die „Boat Leader´s Licence of Competency“ bekommen. Die hätte er nicht ohne mich geschafft.

Alles mussten wir nicht so gut wissen. Die „Astronavigation“ braucht man wirklich nur wenn man auf Hochsee ist. Wo lange kein Land in Sicht ist und wo man sich mit „Terrestrischen Koordinaten“ (Bestimmung des Standortes mit der Hilfe eines anderen sichtbaren Standortes) nicht helfen kann. Oh mein Gott! Wenn ich heute sehe was es da alles gibt um den Standort zu bestimmen! Die ganzen Satellitenanlagen! Unglaublich! Es bleibt immer noch ein Trost für die, die mit so viel Mühe das ganze Zeug lernten: was passiert wenn das Satellitennavigationsgerät versagt? Dann bleibt immer noch der alte, gute Sextant und das mühsam angeeignete Wissen.

(Oder das zweite Navigationsgerät.)

Na ja, noch etwas lernten wir aus diesen ganzen Büchern. Zum Beispiel, was macht man mit Kindern wenn man so hohe Hochseepläne hat? Mitnehmen natürlich! Und die Schule? Das ist so eine Sache.

Wenige wissen, dass die Schule gar nicht Pflicht ist. Schule, als Gebäude. Pflicht ist, den vorgesehenen Schulstoff zu erlernen. Dann die Prüfung ablegen. Sonst gäbe es nicht die Privatlehrer die reiche oder kranke Kinder zu Hause unterrichten. Oder die Kinder von den Weltumseglern. Also beschlossen wir, unsere Tochter selbst zu unterrichten. Aber noch nicht gleich. Wichtig ist, dass Kinder ein soziales Leben kennenlernen. Das bedeutet, dass sie in den ersten vier Schuljahren in eine richtige Schule gehen sollten. In einem Schulgebäude, mit vielen Gleichaltrigen. Das taten wir auch. Außerdem, die Sache musste schon geplant werden. Welche Sache? Na, unser „Austeigen" aus dem „normalen" Leben, das nicht so „besonders" war.

Wir hatten einen Freund. Er war ein Sandler. Oder etwas feiner auf französisch, ein „Clochard". Oder genauer gesagt, ein Obdachloser. Er verkaufte im Sommer die bekannte Wiener Zeitung „Augustin", von Obdachlosen verfasst. Den Winter verbrachte er immer in Ägypten. Er sagte einmal den überaus schönen und philosophischen Satz:

„Ich bin kein Aussteiger, in bin ein EINSTEIGER, der ins LEBEN einsteigt." Er ist dann in Ägypten eines Winters aus dem Leben ausgestiegen. Nicht freiwillig. Er starb dort.

Ruhe in Frieden, Hans-Dieter!

So „unbesonders" war unser Leben auch wieder nicht, aber wir wollten es eben noch „besonderer" machen. Wie erwartet, entschieden wir uns, dass dieser Drang nach dem „Besonderen" uns auf ein Schiff verlegen wird und wir sozusagen übersiedelten, von den trüben, seichten Gewässern des Neusiedlersees zu etwas tieferen. Die befinden sich vor unseren „Türen" – die Adria. Also, wir brauchten ein etwas größeres, seetüchtigeres Boot als unseres, mit einem tüchtigen Motor ausgestattet, vor allem, weil die Gewässer dort nicht so seicht sind. (Mit Selbstabschleppung ist dort nichts.) Das alles erledigten wir innerhalb von zwei Jahren, samt der Grundschule unserer Tochter.

Mir wurde sehr schnell klar warum die Schiffsmotore so wichtig sind. Eigentlich aus demselben Grund wie dort am Neusiedlersee, wegen Knödel und Kraut (Veltliner, nicht zu vergessen), einfach um rechtzeitig oder überhaupt zum Ziel zu gelangen. Bei Motorschiffen ist das klar. Aber ich spreche hier von den Segelschiffen. Schiffe, wo ich der Herr über die Natur bin. Über Wellen und Winde. Wo ich nur mit der Hilfe eines nicht motorisierten Tuches die Natur bezwinge. Tuch, aus welchem die Segeln gemacht sind. Das Großsegel, das Vorsegel, die Fock, die Genua und die bunten Spinnaker, ich muss sie nur in die richtige Position bringen, was ich kann, und schon geht es los. Ja, aber wohin und wie schnell? Gut, ich habe Zeit, es eilt nicht, aber irgendwann möchte ich schon ankommen. So einfach ist das in der Adria nicht! Eigentlich im ganzen Mittelmeer nicht. Da wehen die Winde (meistens die nördliche, frische Bora und der südliche, warme Schirokko) wie sie wollen und wann sie wollen. Die sind die wahren Herrn, nicht ich! Ja, mit der Hilfe von einem Motor schon! Aber

auch nicht immer. Was ist schon immer? Mit so einem Motor (oder zwei) sind die schnittigsten und luxuriösesten Segelyachten ausgestattet. Aber auch die schnittigsten, luxuriösesten Yachten dieser Welt die zusätzlich noch ausgestattet sind mit der besten „Rigg“ (Takelage eines Segelschiffs) und mit den fähigsten, „erfahrensten“ Kapitänen dieser Welt, die alle möglichen besten Segelscheine dieser Welt besitzen, kommen nur 30% zum Ziel ohne Motor. Die restlichen 70% haben Zeit, viel Zeit oder kaputte Motoren. Man siht im ganzen Mittelmeer nur ganz, ganz selten die stolz gespannten Segel, die ihre Rümpfe stolz voran treiben. Es sei denn, sie fuhren einfach nur hier und her. Die so einen Tagesausflug machen und Freude haben am ewigen „Kreuzen“.

Aber richtige Entfernungen zurücklegen kann man nur mit dem Motor. Es sei denn, man hat viel, viel Zeit. Aber wer hat das schon? Am wenigsten die glücklichen Besitzer der riesigen Segelyachten. Die kann man sich schwerlich leisten wenn man zuviel Zeit auf derselbigen verbringt.

Was nicht heiß, dass diese Yachten irgendwo einsam und verlassen ihre Zeit verbringen. Keineswegs! Die nutzen ihre Zeit sehr sinnvoll aus. Die sind die wahren Wohltäter. Meistens für einen einsamen Mann, der nicht lange einsam bleibt. So etwa elf Monate im Jahr feiert er die tollsten Parties auf dieser armen, von ihren Besitzern verlassenen Yacht. Etwa ein Monat nutzt der von Stress geplagte Yachtbesitzer seine Yacht. Danach geht er wieder zurück, zurück in den Kampf um Prestige, Ansehen und Geld. Schließlich muss die Yacht erhalten werden, samt ihrem Aufpasser, dem „armen, einsamen“ Bootsmann.

Keiner ist da mehr einsam. Auch andere, vormals einsame, so genannte „Bootsmänner“, sind natürlich eingeladen zu diesen Parties. (Die revanchieren sich dann mit einer Party auf „ihren“ Yachten.)

Da ging es richtig lustig zu. Vor allem die eingeladenen Gäste waren so interessant. Interessant unter anderem, weil sie so bunt gemischt waren. Aus aller Herrgott‘s Länder. Die Interessantesten waren die schon erwähnten „Spezis“ - die Weltumsegler. Man segelt nicht immer um die Welt. Man bleibt stehen, zum Beispiel in so einem Hafen, „Marina“ genannt, wo es so lustig zuging. Wo man auf den ehemals armen, einsamen Yachten, seine Wäsche die voller Salz war, in richtigen Waschmaschinen waschen konnte. Wo man sogar in so richtige Badewannen steigen konnte. Und erst die Parties! Da waren dann auch noch andere, interessante Teilnehmer dabei. Bärtige „Aussteiger“, ehemalige Schauspieler, zukünftige Schriftsteller, gescheiterte Erfinder, nette blonde Frauen die ihre Kinder selbst unterrichten, verarmte Geschäftsmänner denen nur ihr kleines Boot überblieb, in so einer Marina steckengebliebene Fast-Weltumsegler, tüchtige Deutsche und Engländer, die ihren Lebensunterhalt so verdienen, dass sie die ohnehin schon schönen Yachten noch mehr verschönerten und ständig kaputte Toiletten reparierten. Die „nie kaputt“ gehenden Motoren sowieso.

Die waren überhaupt die Klügsten. Statt im kalten Norden irgendwo hinter einer Hobelbank zu stehen oder als Brotlieferanten zu arbeiten, trauten sie sich

einfach „auszusteigen“ und waren dann Mitglieder dieser bunten, fröhlichen und interessanten Gesellschaft.

Gut, sie waren auch selbst interessant (die „Sucher“ nach dem Besonderen), sonst wären sie nicht hier.

Also, es ist so, dass im Mittelmeer der Wind zu stark und segeln zu gefährlich ist oder er zu schwach und segeln unmöglich ist oder er kommt aus der falschen Richtung (für mich falsch). Auf dem Atlantik ist die Sache anders, man hat immer den Passat in Rücken, wenn man Richtung Westen segelt. Ich hörte oft den Satz:

“Gott segne die Dieselmotore, die nie ausgehen, nie ausfallen und immer laufen“.

Man sollte den Gott nicht zu viel strapazieren!

Ja, in der Theorie. Unsere Praxis sah anders aus. Die Ewigkeit hatte sich da überlegt, beim „ewig laufenden Dieselmotor“. Gut, es war immer ein Grund vohanden warum der „ewig laufende“ auf einmal nicht mehr läuft. Einmal war ein kleines Dieselzufuhr-Schläuchchen verstopft, einmal war der Diesel verschmutzt, einmal war er zu „sauber“ (bei der großen Benzinkrise mischte man angeblich in Jugoslawien Wasser in den Diesel damit die Sache ausgiebiger wird und das hat dem „Ewigen“ gar nicht gefallen), und ein anderesmal verklemmte sich irgendwo eine tote Ratte….! Das hätte ich ihm (dem Dieselmotor) noch alles verziehen, wenn er zu manierlichen Zeiten den Geist aufgegeben hätte. Aber nicht mitten im Sturm, in der Nähe eine Untiefe.

Untiefe - eigentlich der größte Feind des Seefahrers! Sowie die Landnähe. Na gut, an erster Stelle steht angeblich die Gefahr von einem großen Schiff überollt zu werden. An zweiter Stelle, der Zusammenstoß mit einem Treibgut, ein verlorener Container, zum Beispiel. An dritter Stelle, das Auftauchen eines Wales unter dem Schiff (was in unserem momentanen Segelrevier nicht allzu wahrscheinlich war) und an vierter Stelle, die Piraterie. Na ja! War das nicht alles etwas weiter weg? In anderen Gewässern? Gut, das mit dem großen Schiff und dem Container, aber das andere? Noch waren wir nicht in diesen Gewässern.

Auf jeden Fall, dieses erste Mal war nicht so romantisch und schön wie es sich für das erste Mal gehörte. Unser erster Motorausfall!

Die wunderbare Musik des 120 PS starken Motors, die ich erst danach richtig zu schätzen wusste, hörte plötzlich auf. Den Kopf in den Motorraum hineingesteckt und den Fehler suchend - in dieser Position sah ich meinen Mann dann oft. So halb drinnen, halb draußen. Kopf drinnen, Beine draußen. (Wenn die Situation nicht so gefährlich gewesen wäre, wäre das ja vielleicht lustig). Aber diesemal war es für solche Übungen zu spät. Wir waren zu nah am Land, es würde uns dort irgendwo zerschmettern, am Ufer. Also was blieb anderes übrig als schnell, schnell Segel setzen. Das dauerte aber zu lang. Es trieb uns irgendwo umher. Die italienische Küste ist voller Untiefen. Zum Glück nur sandige Untiefen. Die langweilige, italienische Sandküste hat keine solchen

Felsen wie die äußerst interessanten, dalmatinischen Ufer, die unter Umständen ein Loch in den Rumpf bohrten.

Aber Untiefe ist Untiefe und die „bremste“ (höchst unfachmännisch ausgedrückt) das Schiff nicht unsanft, begleitet von einem höchst unschönen Geräusch, verursacht durch die Reibung des Rumpfes am Sand. Gut, zumindest trieben wir nicht ab, wer weiß wohin. Ein Loch entstand auch nicht. Es war nicht so schlimm. Wir lagen auf der Route auf der die vielen Schiffe, Yachten und Boote fuhren. Irgendwer würde uns schon helfen und abschleppen.

„E-ee…..Juhnjem!“ Das Lied der Wolgaschleper. Auf alten Bildern sieht man so dreißig bis vierzig Männer, russische Bauern, die so einen alten, großen Kahn vom Land aus, mit langen Leinen ziehen. Gut, das ist die Wolga. Das ging vom Ufer aus. Wir waren schon auf die Seefahrer angewiesen!

Ich könnte ins Wasser springen (oder mein Mann) ohne Rücksicht auf Verlust der kunstvollen Frisur und der noch kunstvolleren Augenumrandung und versuchen den Kahn zu bewegen. Aber wie war das mit dem „Spezifischem Gewicht“? Wieviel Volumen war unter dem Wasser und wieviel über dem Wasser? Es waren auch etwa 5°C (wir waren keine Sommersegler), es war Oktober, kalt, es blies ein Sturm und es war mittlerweile dunkel. Was wäre, wenn der, der ins Wasser sprang, das Schiff dann nicht mehr fände? Also, Anker raus (sein berühmter „Danforth-Anker“), und warten bis jemand vorbeikam. Nachts kommt keiner vorbei. Aber untertags. Wir waren hier auf eine Schiffsroute.

Es wurde Licht!

Es kamen viele vorbei. Viele Italiener. Natürlich, wir waren in Italien. Nichts gegen Italiener. Warum auch? Das Volk, das so schön singt und solche köstlichen „Spaghetti Carbonara“ zubereitet, kann nicht schlecht sein. Und erst die Mode? Alle gute Dinge (ich meine damit Schuhe), kommen aus Italien! Gut, es ist keine schöne Eigenschaft alle Modemuffel, meistens die Deutschen, für unwürdig zu halten. Nur weil sie ihre Füße auch bei größter Hitze schön verpacken, zwecks Hygiene in frisch gebügelte und natürlich saubere, weiße Socken haben. Da hier Hitze herrscht, steckt das Ganze in nicht-italienischen, braunen Sandalen. Aber modisch sind sie dennoch; „Hawaiianisch-modisch“! Die mit grünen Palmen und rosa Lotosblüten bedruckten Hemden sind nicht zu übersehen. Gut, zweimal überlegten es sich (die Italiena), mitten in einem, eigentlich in zwei Kriege und schlugen sich auf die Seite der voraussichtlichen Sieger. Um zu helfen. Helfen, dass der Verlierer den Krieg verliert.

Es kamen an diesem Vormittag siebzehn italienische Schiffe vorbei. Wir winkten natürlich vorschriftsmäßig und hüpften dabei an Deck. Dafür war auch die vorgesehene Flagge gehisst. Obwohl, ich nahm nicht an, dass sie auch ohne diese plumpen Andeutungen glaubten, dass wir da mitten in einer Untiefe und inmitten eines Sturms, ein Picknick machten. Oder vielleicht doch? Auf jeden Fall blieb keiner stehen. Nachdem der zwölfte „Itaker“ vorbeifuhr, holten wir unsere schlafende Tochter aus ihrem Schlafsack, zwecks Mitleidserregung und um am kaltem, rutschigen Deck mitzuwinken und mitzuhüpfen. Nichts.

Frustriert, erfroren, die Tochter wieder in ihren Sack entlassend, hatten wir keinen Lust mehr zu winken. Schon gar nicht zu hüpfen. Wie tief konnte sich ein Segler, ein Mensch noch erniedrigen? Die ignorierten uns einfach! Vielleicht waren wir denen nicht modisch genug angezogen? Möglich! Das sogenannte Ölzeug, die gelben Gummijacken mit der Kapuze bis unter die Augenbrauen gezogen, wirkt wirklich nicht sehr dekorativ.

Dann kam das achtzehnte Schiff. Na ja, ein Schiff war das nicht. So etwas recht Kleines und gar nicht Luxuriöses im Vergleich zu den vorbeifahrenden, uns ignorierenden Mode- und Kriegsexperten (auf ihre Weise). Und schau da! Unaufgefordert (ja, die Deutschen können schon ein wenig lästig sein) seine Fahrt unterbrechend, einen ganz scharfen Bogen machend, (also, ohne lange Überlegung) warf uns einer seine Leine unaufgefordert zu und schleppte uns in den Hafen.

Das erste Resümee aus dem Ganzen: Traue nie einem Dieselmotor! Das zweite: Na ja, die Geschichte spricht für sich selbst!

Nach SIEBZEHN Italienern blieb der ERSTE Deutsche der vorbeifuhr, stehen – und half

33. Steinchen *(Das größte Wunder)*

Das 33. Steinchen müsste etwas Besonderes werden. „besonderer“ als all die anderen „Besonderheiten“.

Der Jesus ist in diesem Alter, wie der Hans-Dieter vielleicht gesagt hätte, gerade erst „eingestiegen“ ins „richtige“, wie soll ich das sagen, Leben! Nein, Leben eher nicht! Vielleicht ins richtige „Dasein“? Oder ins Nirwana? Der Buddha meinte:

„Durch ethisches Verhalten sollte man die Tugenden kultivieren, dadurch wird Leid und Unvollkommenheit überwunden und der Zustand des Nirwana‘s wird realisiert“.

Auf jeden Fall, der Jesus war in etwas Richtiges übergegangen. Vielleicht! Überhaupt, was ist richtig, was nicht? Nach dem Buddha ist das Richtige:

„Leid zu vermeiden, für andere und für sich selbst“!

Nach meiner Meinung auch!

Eigentlich gibt es nichts „besondereres“ (ohne nach „Besonderheiten“ zu suchen) als die Geburt eines Kindes. Das ist schon nicht nur eine Besonderheit, das ist ein Wunder! Immer wieder und immer wieder....!

Du bist da ganz allein mit dir, du und dein Körper. Du sorgst für ihn – du pflegst ihn, ernährst ihn, manchesmal bereitest du ihm eine besondere Freude... und das war es.

Eben nicht!

Auf einmal geschieht ein Wunder. Gut, du weißt, dass da etwas kommt. Hast halt einen dicken Bauch, kannst nur schwer deine Schuhe zubinden. Aber das konnte auch der Onkel Erwin schwer und ihm erwartete kein Wunder. Er aß nur zuviel. (Wir hatten einen Fender, das sind die schon erwähnten Gummiwülste für den Schutz der Schiffe, „Erwin“ genannt. Den größten und dicksten. „Bring schnell den Erwin her“, sagten wir des öfteren, wenn ein anderes Schiff uns zu nahe kam.)

Dann überlässt dich dein Mann in der Obhut von Schwestern und Ärzten, blass im Gesicht, lieb und besorgt winkend. Dir, nur dir. Wem sonst? Nur ich gehöre zu ihm. Noch, NUR ich.

Du fühlst dich verloren, verängstigt, nein, voller Angst, weißt nicht was auf dich zukommt. Hast Angst vor dem Unbekannten, hast Angst vor den Schmerzen, hast Angst am Ende vor dem Sterben. Hast eben um diesen, deinen Körper, Angst.

Aber zum Glück hast du keine Zeit dich deinen Ängsten zu widmen. Die schieben dich hin und her, die fragen dich... UND dann musst du drücken. Manchesmal aber solltest du nicht drücken. Du musst Kraft sparen, sagen sie. Oh Gott, wofür? Wird es noch schlimmer? Du hast wieder keine Zeit nachzudenken. Drücken – nicht drücken – und dann irgendwann solltest du wirklich drücken. (Was habe ich bis jetzt gemacht?) Jaa nicht aufhören! Dem Gott sei Dank! Gar NICHT drücken zu dürfen, ist am schlimmsten. Das geht gar nicht, NICHT drücken. Es drückt von selbst. Aber du darfst nicht. Zum Teufel mit Allen! Aber jetzt darf ich, soll ich, muss ich...!

Und dann ist es da! Du blickst zwischen deine Beine und kannst es nicht glauben! DAS IST EIN MENSCH! O.k. klein, aber ein MENSCH. Da sprichst du es in dir aus:

„Das ist ein Wunder!“

Das „Wunder“ nehmen sie dir weg und bringen es zu einem kleinen Becken hinter dir. Warum ist das Becken hinten? Ich verrenke meinen Hals, aber es geht nicht. Ich kann es nicht sehen. Dann fragst du noch:

„Ist alles in Ordnung?“

„Ja, es ist alles in Ordnung. „

Tief einatmen und ausatmen. Ach, was soll’s ? Die sollen ihr Becken hinten haben. Das Wunder gehört mir. Sie MÜSSEN es dir geben. Das ist meines. Von jetzt an, bis in alle Ewigkeiten. Für immer und ewig.

Ich danke dir Gott für dieses Wunder, für MEIN WUNDER!

34. STEINCHEN *(Der Schwiegervater)*

Es fällt mir ein, dass ich noch eine Geschichte „schuldig“ bin. Die mit den Großvätern.

Mein Mann hatte natürlich einen Vater den ich irgendwann zum Großvater machte. Er war so ein großer Wiener „Grand Signeur“. Er sah sehr gut aus, sehr gepflegt, ein großer Geschäftsmann mit einem wunderbaren, schönbrunnerdeutschen Akzent. Er sprach so wie die wunderbare Paula Wessely. Ein Charmeur war er auch. Nur, ich sah in ihm keinen Charmeur, sondern den Großvater.

Das war gleich nach der Geburt meiner ersten Tochter. Da „verscherzte“ ich es mir, wie man das so sagt, für immer und ewig mit ihm.

Irgendetwas gelang ihm nicht. Ich weiß es nicht mehr ob geschäftlich oder sonst wie. Ich wollte ihm tröstende Worte sagen, aber die trösteten ihn nicht. Ich sagte ihm, er solle doch Ruhe geben, eine Flasche Sliwowitz nehmen, in den Garten gehen und sich unter einen Baum legen und auf das Enkelkind aufpassen.

Oh ooh…! Heute weiß ich, dass das nicht das Wahre war. Damals wusste ich das nicht. Ich wusste, dass in meiner Heimat so etwas das größte Glück für die Großväter ist. Mein Schwiegervater war damals 46 Jahre alt und kaufte sich gerade einen neuen BMW und einen „Borsalino“ Hut. Den trug er dann doch nicht.

Das mit dem „immer und ewig“ stimmte dann doch nicht.

Mit 67 Jahren bekam mein Schwiegervater einen ganz schweren Schlaganfall. Sieben Jahre lang pflegte ihn meine Schwiegermutter, und vor allem, war sie da. Dann verließ sie ihn. Sie starb. Mein Mann fragte mich, ob wir ihn ins Altersheim geben sollten (so wie einen Brief, oder Paket abgeben) oder ob er zu mir kommen könnte. Ich war entsetzt über die Möglicheit ihn „abzugeben“! Er war dann drei Jahre bei mir, bis zu seinem Tod. Etwa nach einem Jahr sagte er mir etwas:

„Weißt du, ich habe mein ganzes Leben nicht so viel gelacht, wie dieses eine Jahr mit dir“.

Das machte mich sehr glücklich.

35. STEINCHEN *(Über das Glück in Beziehungen)*

Es gibt viele Theorien die besagen was gut dafür ist, dass eine Beziehung „funktioniert“. Aber schon diese zwei Worte deuten darauf hin, dass irgendetwas nicht funktioniert in der LIEBE. Wenn man schon Theorien braucht dafür. Gut, funktionieren kann eine Beziehung schon. Besser, als dass sie nicht funktioniert. Aber wenn man sich wirklich liebt, ist NUR funktionieren zuwenig.

Trotzdem komme ich auf diese Theorien zu sprechen. So im Groben gesprochen, es gibt zwei Hauptheorien: Eine besagt, dass es gut ist, NICHT immer „zusammenzuhocken“. Man muss „Freiraum“ haben, behalten. Man ist schließlich eine eigenständige Persönlichkeit. Man muss sich selbst alleine weiterentwickeln können, eigene Interessen suchen und finden. Am Ende geht man sich noch gegenseitig auf die Nerven wenn man immer zusammenhockt.

Die zweite Theorie besagt genau das Gegenteil. Wenn man fast den ganzen Tag getrennt ist, fast den ganzen Tag mit anderen Menschen zusammen ist, ihre Interessen teilt und ihre Meinungen und nicht nur die des eigenen Partners, kann es unter Umständen passieren, dass einem der eigene Partner doof vorkommt. Oder noch schlimmer - lächerlich. (Was auch leicht möglich wäre. Denn, sind nicht wir ALLE irgendwie doof und lächerlich? Nur, jeder auf eine andere Weise?)

Also, was ist jetzt richtig? Welche Theorie? Da hilft mir der Buddha nicht! Gut, wenn es „nur“ um eine Beziehung geht die funktionieren soll, dann wird eine von beiden Theorien schon die richtige sein. Aber was ist, wenn es um die LIEBE geht? Wenn man verliebt ist möchte man IMMER zusammen sein. Da pfeife ich auf die Selbstverwirklichung. Darum ist man zusammengekommen, weil man, wie das Wort sagt, zusammen sein möchte. Immer und ewig!

Das war das zweite „Abkommen“ zwischen meinem Mann und mir, außer den „Besonderheiten“ - IMMER zusammen sein UND zusammen zu bleiben! Das ließ sich sehr gut vereinbaren mit dem ersten Abkommen. Wenn man besonders lebt kann man das auch leichter so gestalten. Bei vielen anderen geht

das nicht. Natürlich nicht. Beruf und so weiter…, eigentlich nicht „und so weiter“, sondern NUR Beruf und Geld verdienen. Denn Berufungen gibt es wenige. Meistens beim Künstler. Aber die gestalteten ohnehin ihr Leben meistens besonders. Obwohl, ich denke, dass jeder sein Leben gestalten kann, wie er will. Denn wie man schon sagt: “Jeder ist seines Glückes Schmied“. Überhaupt, wenn man jung ist. Man hat noch die Zeit zu schmieden und das „Eisen“ ist noch weich, es geht leichter.

Wenn man sehr jung ist, GLAUBT man das alles irgendwie geht, wenn man dann alt ist, WEISS man, dass tatsächlich alles irgendwie geht.

Da wir beschlossen haben unsere Mittel für das Unternehmen „Besonderheiten“ selber zu verdienen ohne sich dabei trennen zu müssen, machten wir nach einigen Anfangsschwierigheiten unser Geschäft auf.

Das Geschäft musste um acht Uhr morgens aufgesperrt werden. Unsere Tochter musste um acht Uhr in der Schule sein. Alles klar. Es gab keine Schwierigkeiten. Überhaupt wenn man wusste, dass das Geschäft auf dem Weg zur Schule lag. Entfernung Geschäft - Schule, etwa zwanzig Autominuten. Wenn kein starker Verkehr herrschte. Ich muss noch erwähnen, dass mein Mann kein (gern) Frühaufsteher war. Genau genommen, er war überhaupt kein „Aufsteher“. Er hätte am liebsten sein Leben im Bett verbracht. Mit seinen Bücher und mit seiner Frau, mit mir.

Es gibt einen Roman über dieses Thema: „Oblomow“ von Gontscharow und dieser Zustand bekam sogar nach ihm einen Namen - „Oblomowismus“. Natürlich ist das eine Romanfigur und stark übetrieben, zumindest was meinen Mann betraf. Aber Ansätze waren da. Genau so ständig im Bett zu bleiben wie der Gospodin Oblomow, konnte er auch nicht, der Herr Oblomow war ein Großgutbesitzer im zaristischen Russland und konnte sich das rein finanziell leisten. Was bei uns nicht der Fall war. (Ich bin mir aber nicht sicher, ob mein Mann in diesem Fall nicht auch so gelebt hätte.)

Ich kam ihm auch in die „Quere“. Er meinte, er sei die Nachtigall und ich die Lerche. Ich denke, ich bin beides. Ich bin sehr aktiv, immer. Ich bin nie im Bett, außer zum Schlafen und das auch nur für etwa fünf Stunden. Er meinte auch, er sei ein Nachtmensch. Am Abend stand er schon gerne auf, um auszugehen. Erstens, da war er ausgeruht (kein Wunder, vom ganzen Tag Liegen) und zweitens, weil am Abend alles schöner ist, meinte er. Er meinte damit die Menschen auf der Straße. In der Früh waren die Frauen nicht geschminkt (ich schon), schauten nicht schön und verführerisch aus und auch die Männer schauten auch nicht gerade so glücklich aus wie am Abend.

Na ja, bei manchen hatte er recht, aber nicht bei allen.

Also, wir fuhren in der Früh, glücklich vereint (und geschminkt, zumindest ich), zuerst ins Geschäft. Derjenige, der nicht fuhr, stieg aus und der andere führte die Tochter weiter in die Schule. Dann spielte sich fast jeden Tag das gleiche Spiel ab: zum Geschäft kommend, bremste der Fahrende und gerade wenn der andere im Begriff war auszusteigen, gab der Fahrende Gas. Unsere kleine Tochter klatschte in die Hände und schrie:

“Die Mama (oder der Papa) ist entführt, die Mama ist entführt…….!
Dann kam die halsbrecherische Fahrt zur Schule und zurück. Rechts überholen, über Gehsteige fahren, rote Ampeln überfahren und hupen…….und das alles um sich nicht trennen zu müssen. Eine knappe Stunde lang.
Ich glaube, wir waren eher für die zweite Theorie.

36. Steinchen *(Ein Leben auf einem kleinen Schiff)*

Ich denke, wir konnten uns nichts Besseres aussuchen als das Leben auf einem kleinem Schiff. Da "hockten" wir tatsächlich den ganzen, lieben Tag zusammen, auf kleinstem Raum, wo einer im Bett bleiben musste, damit sich der andere bewegen konnte. Na ja, ganz so klein war das Schiff auch wieder nicht, aber mein Mann verbrachte trotzdem die meiste Zeit im Bett. Er brachte uns glücklich durch alle Stürme, sicher in den Hafen, aber dann - ab ins Bett!
Wir zwei, unsere Tochter und ich, machten uns landfein, mit einem Rucksack am Rücken um den neuen Proviant zu besorgen und um die Gegend auszukundschaften. Beim Zurückkommen fragte er uns dann schon interessiert, ob der Ort schön sei.
"Ja, der Ort ist schön", war unsere Antwort.
Aber manchesmal hatte er Glück und der Hafen lag mitten im Ort. Da musste er uns nicht fragen. Natürlich war das nicht immer so. Aber oft. Immer dann, wenn er ein besonders interessantes Buch hatte.
Manchmal war er gezwungen, mit irgendeinem „Eindringling“ neben ihm, in seinem Bett so halb sitzend die Zeit zu verbringen, weil wir oft viele Besucher hatten. Das war eigentlich das Schönste an der ganzen Schifffahrt. Die vielen, interessanten und auch nicht ganz so interessanten (ich bin nicht so) Menschen, die man da traf. Zumindest für mich. Ich bin ein sehr geselliger Mensch. Mein Mann war es auch. Darum duldete er auch die „Eindringlinge“ auf seinem Bett. Bei uns, im „Schiffssalon“ und zugleich auch Schlafzimmer (nur die Tochter hatte ihr eigenes Reich, die sogenannte „Achter Kajüte“, weil hinten), gab es bequem Platz für etwa acht Personen. An solchen geselligen Abenden kam es vor, dass da auch achtzehn und mehr Leute waren. Übrigens, die Kombüse (die Schiffsküche) war da auch intergriert, wo ich oft für achtzehn

Personen und mehr, Palatschinken (Pfannkuchen) machte. Für unsere deutschen Gäste (die meisten waren Deutsche) die beliebten Kartoffelpuffer. Am einfachsten war es aber Spaghetti zu machen. Die sind überhaupt eine beliebte Mahlzeit auf den Schiffen. Ausgiebig, einfach, von allen beliebt und zubereitet mit allen möglichen Zutaten die man gerade hatte.

Unser Schiff war überhaupt ein beliebter Treffplatz. Ich machte gute Palatschinken und Spaghetti, war immer guter Laune und na ja, was für das Schiffsvolk eher selten ist, immer gut gestylt. Männer mögen das und die Frauen bemerkten sehr schnell, dass ich keine „Gefahr“ darstellte, sondern eigentlich eine Nette war.

(Ja, ja, ich lobe mich schon öfters. Aber ich kann nichts dafür, es ist einfach so.) Wer sollte das sonst schreiben hier, wenn nicht ich? Das ist doch mein Buch!

Natürlich kamen die auch alle gern wegen meinem Mann. Dadurch, dass er viel las (keine Romane) wusste er sehr viel. Das wusste er auch gut zu erzählen. Ohne Übertreibung, die Leute hörten ihm oft mit offenem Mund zu. Das lag nicht nur an der Tatsache, dass er wirklich viel wusste und dass er es so amüsant weitergeben konnte, sondern auch an der Tatsache, dass er jung war. Ich auch.

Also, es waren nicht nur meine Palatschinken, die ich mit schwarzumrandeten Augen servierte, oder die Erzählkunst meines Mannes, die uns so (unter anderem) interessant machte, sondern eben unsere Jugend. Die meisten Kleinbootfahrer sind nicht ganz so jung. Es sind fast immer ältere Ehepaare die nach angetretenem Ruhestand beschlossen ihr Leben auf dem Schiff zu verbringen. Wir galten als etwas „Besonderes“! (na, bitte!) Ein junges Paar mit Kind das durch die Gegend schipperte. Natürlich fanden sie uns interessant.

Von diesen vielen Schiffsfahrern erfuhren wir auch von vielen Schiksalen.

Bei den meisten Schiffsfahrern war der Grund warum sie hier waren der, dass sie so wie wir, irgendwo auf einem See, groß oder klein, das Matrosenleben schon schnupperten. Die bei fröhlichen Runden mit Grammelknödel oder Eisbein in ihren kleinen Kojen (Betten) vom großen Teich träumten: vom Wind bezwingen (die dachten noch, dass es hier auch so ganz ohne Motor geht), von lauen Nächten mit einem Glas einheimischen Weines in der Hand, zart schaukelnd an Deck des Schiffes liegend und den Wellen lauschend, die leicht am Rumpf anschlugen. Und vor allem die Freiheit genießend!

Ja, so ähnlich spielte sich das schon ab. Aber die meisten verbrachten ihre Zeit nicht so. Die blieben nämlich immer noch dieselben, die sie an ihrem kleinen See waren, die sogenannten „Sonntagssegler“. Die das von sich natürlich nicht glaubten, aber es war so! Das waren die, die ihre Handtücher und Fußabtreter mit Anker versahen, das Schiff ewig polierten und die Seemeilen zählten die sie zurückgelegt hatten. So wie die Fahrradfahrer die auf ihre Kilometerzähler starren statt die Gegend zu genießen.

Es war aber nicht so, dass sie die anderen nicht bewunderten, diese „beneidenswerten“ Weltumsegler und solche wie wir, die sich überhaupt nicht

kümmerten um ankerbestickte Unterhosen und deren Schiffe ausschauten wie ein Altwarenplatz für Taue (Leinen), verschiedene Bootshaken, alte Töpfe, verrostete Fahrräder (ohne Kilometerzähler), ölige Fender und vieles mehr. Unterwegs wurde das schon verstaut, irgendwo, irgendwie. Wir waren zwar keine Weltumsegler (noch nicht, geplant hatten wir es schon, nur es kam uns etwas dazwischen), aber wir hatten das im Blut. Wir, die „Besonderes - Sucher". Bei uns sah es auch so aus.

Noch etwas ist da sehr interessant, was die Geselligkeit betrift.

Da war man tagelang unterwegs, einsam auf dem offenen Meer, in einsamen Buchten und dann kam man an einem Hafen an, wo es nur so brodelte vor Leben! Man schmiss den Anker VOR den Hafen, wo man dieses Brodeln richtig hörte und sah und roch - gegrillte Spieße, in Kroatien - Rasnici, in Griechenland - Souflaki, in der Türkei - Sis Kebab. Man warf das Dinghi (Beiboot) ins Wasser und ruderte zu diesem „Brodeln" um neuen Proviant zu kaufen. Dann - ab, zurück auf das Schiff! Fast so wie mein Mann mit dem Bett. Gut, wenn sie ihre Einsamkeit genießen wollten, das war o.k. (Wie wenn die nicht genügend davon genossen hätten!) ABER, in dem Moment wo ich bei denen vorbeiruderte oder vorbeischwamm und ein fröhliches "Hallo" rief, waren die nicht mehr so versessen auf ihren Einsamkeitsgenuss! Sie winkten dann noch fröhlicher und baten mich das Schiff zu betreten. (So etwas ist Gesetz: man darf niemals unaufgefordert ein Schiff betreten! Und vor allem ohne Schuhe bitte! Als ob ich mit den Schuhen schwimmen oder rudern würde!) Wenn man aber musste oder wenn man auf ein fremdes (und nicht nur fremdes, dass fand ich besonderes bescheuert) Boot kommen wollte, dann NIEMALS ohne vorher diesen dämlichen Satz auszusprechen:

"Ich bitte an Bord kommen zu dürfen".

Also, sie luden mich ein und natürlich auch meinen Mann, und es dauerte nicht lange und alle „übersiedelten" in den Hafen und waren Mitglieder unserer lustigen Runden am Bett meines Mannes. Die luden uns dann natürlich auch ein auf ihre Schiffe zu treten und bereiteten uns ihre speziellen Spaghettikreationen. Warum sie nicht gleich in den Hafen kamen, weiß der Kuckuck! Um sich die Hafengebühren zu ersparen oder das mühsame „Einparken" in dem überfüllten Hafen? Oder aus Angst vor unbekannten Menschen?

Man wurde dann meistens ein Freund fürs Leben, machte gemeinsame Tourenpläne und schrieb sich gegenseitig.

Ah ja, das mit den überfüllten Häfen in der Saison – das war ein Kreuz. Zu viele Kreuzfahrtschiffe (gut, die „parkten" schon woanders) aber eben, zu viele Schiffe. Alle „kämpften" um die Plätze. Nichts blieb über von seelenberuhigenden Segelwochen. Da wurde geschimpft, gedrängt und der Mittelfinger gezeigt….nein, der Mensch kann wirklich nicht aus seiner Haut heraus! Genau dasselbe Bild wie in der Großstadt, nur nicht auf Rädern sondern unter „seelenberuhigenden" Segeln. Natürlich nicht alle. Aber viele. Am allerschlimmsten war es im August. Ich meine – „Agosto". Da sind bekanntlich

die Italiener unterwegs. Keiner drängt sich und schreit so wie die Italiener. Allerdings sind sie immer sehr schick angezogen.

Einer ging einmal mit einem Bootshaken auf meinen Mann los um sich den Hafenplatz zu ergattern. Die waren zu acht am Schiff und wir zu zweieinhalb. (Sie treten immer im Rudeln auf.)

Aber mein Mann war größer und sein Bootshaken auch.

37. STEINCHEN *(Seglerschicksale)*

Ich erwähnte schon, dass wir unterwegs auch über verschiedene Schicksale von Menschen erfuhren. Jetzt spreche ich nicht von „Saisonseglern“ die in der Fremde von „Sonntagsseglern“ zu „Saisonseglern“ befördet wurden (von mir). Darum „Saison“, weil die konnten nicht so schnell zu ihrem (vermuteten) Stress abbauenden Gebiet übers Wochenende gelangen. Hier dauerte die (vermutete) Stressabbauzeit schon eine ganze Saison.

Es kam oft vor, dass die Leute ihre ganzes Hab und Gut verkauften um sich den Traum von einer Yacht mit der man die sieben Meere befahren konnte, zu erfüllen. Oder sie hüpften von einer Insel zu anderen und von einem Hafen in den anderen. Ganz egal, alles ist schön. Schöner als der Stress, die Sorgen, die Langeweile oder die Frustration zu Hause. Natürlich nur wenn man unter all diesen Zuständen litt. Sonst ist es o.k. Man sollte dort bleiben (oder hingehen) wo man sich glücklich fühlt.

So lernten wir in einer Bucht ein junges Paar kennen. In einer Bucht wo auch andere Boote waren. Alle Boote glänzten in der Sonne und ihre meistens weiße Farbe spiegelte sich im Wasser. Nur ein Boot nicht. Das ähnelte einem dunkeln Fleck, der sich nirgends spiegelte.

Die Leute waren noch recht jung, zum Glück. Sie machten genau das gleiche: Alles verkauft, ihre Arbeit gekündigt und ab auf die Hochsee! Die Yacht war recht groß und mit allem ausgestattet was man bei einer Weltumsegelung brauchte. Auch mit einem Gaskocher. Und der ging in die Luft. Nicht der Kocher selbst, sondern die 11 Kilo schwere Gasflasche. Man wurde vor Gas auf den Schiffen ausdrücklich gewarnt. Jetzt wusste ich warum! Weil die jungen Leute das ganze Unternehmen erst neu starteten, war auch noch nicht alles erledigt. Auch die Sache mit der Versicherung nicht. Sie gingen wieder zurück in ihre Heimatstadt um zu arbeiten, nur mit dem Wohnen hatten sie Probleme. Denn ihre Wohnung war buchstäblich in die Luft gegangen.

Eigentlich ist das eine höchst schöne Geschichte mit einem wunderbaren „Happy End“. In dem Moment wo sich die Gasflasche selbständig machte und ihren Höhenflug unternahm, waren die junge Leute am Strand um sich die Füße zu vertreten.

38. Steinchen *(Über die Deutschen und die Italiener)*

Noch so eine schöne Geschichte habe ich, auch mit einem schönem „Happy End“.

Wir trafen wieder ein Ehepaar und die hatten auch eine sehr schöne Yacht. Nicht für eine Weltumsegelung ausgestattet, aber für ein schönes, ruhiges Leben im Süden, am Meer. Der Mann bekam mit sechzig Jahren Hautkrebs. Die Ärzte gaben ihm noch ein knappes Jahr zu leben. Er und seine Frau verkauften ihr Haus um die letzten Monate noch so zu leben wie sie das am Schönsten empfanden. Er wünschte sich immer eine Yacht um im Süden am Meer zu leben.

Als wir das symphatische Paar mit der wunderschönen Yacht trafen war der Mann siebzig Jahre alt!

Da wäre noch eine lustige Geschichte, wenn ich schon von schönen Yachten rede.

Mein Mann und ich waren recht temperamentvolle Menschen. Wenn wir uns zum Beispiel freuten, dann so richtig. Mit allem Drum und Dran. Mit Hüpften, Schreiten und Anderen auf die Schulter klopften. Wenn wir traurig oder zornig waren dann hüpften wir auch vor Zorn, waren laut und klopften am liebsten jemanden auf den Kopf. Einmal ging das alles nicht.

Wir lagen in einem zauberhaften, kleinen Ort, in einem winzige Hafen in Kroatien. Da waren zwei Boote und die füllten den Hafen fast aus. Weniger

unser Boot als die wunderschöne, große, luxuriöse Yacht unseres einzigen Schiffsnachbarn.

Es war Sommer 1982. Mein Mann war kein Fußballfan oder Fan von irgendwas oder irgendwem, was ich an ihm sehr schätzte. Aber wenn es sich um eine Fußballweltmeisterschaft handelte, wurde ich auch zum Fan. Und zwar Deutschlandfan!

Wir hatten immer schon eine Zuneigung zu den Deutschen gefasst. Aus vielen Gründen. Das mit der „Rettung“ in den italienischen Gewässern war nicht die einzige „Rettung“ bei der Deutsche uns retteten. Obwohl, sie waren nicht die Einzigen, die „retten“ konnten.

In unseren glücklichen, ruhigen Zeiten wo man nicht so leicht in Not gerät, kann man nicht (zum Glück) wirklich herausfinden wo und wer die richtigen Retter, Helfer und Helden sind. Bei der Schifffahrt ist das schon anders. Man geriet auch in Lebensgefahr unter Umständen. Dummerweise, natürlich. Genau so wie die Bergsteiger. Es wäre nicht notwendig. Aber Gefahr ist Gefahr, notwendig oder nicht. Da kann man wirklich sehen wo die Helden sind. Und wo nicht.

Abgesehen von Gefahren und Rettung, lernten wir die Deutschen in diesen vielen Jahren (zwölf) sehr gut kennen. Ich kannte nur nette, kluge, tüchtige und hilfsbereite Deutsche. Ich war da nicht irgendwie positiv voreingenommen. Ich würde sagen, im Gegenteil. Wie das? Ich komme ursprünglich aus einem Land wo man mir, wie mit einem Trichter, schon als Kind keine gute Meinung über die „Unmenschen“ in meinen kindlichen Kopf füllte. Also grundsätzlich hatte ich keine gute Meinung von den Deutschen. So wie leider die meisten Völker die unter Deutschland noch immer die „Bösen“ sehen, wie damals unter der Führung eines gewissen Herrn Österreicher.

Wie schrecklich dumm ist es, sich IRGENDEINE Meinung zu bilden, egal auf welchem Gebiet, über eine Sache die man nicht kennt. Über das wunderbare, russische Volk wurde auch nur geurteilt wegen der Halbkenntnisse ihrer jüngsten (die letzten 60 Jahre) Geschichte. Als ob es den gutmütigen, russischen „Muschiki“ (Bauer) jemals interessierte das goldene Prag zu erobern! Oder ob er ganz wild darauf war seine Söhne nach Afghanistan sterben zu schicken. Interessanterweise kümmerte es keinen Menschen als Stalin sechs Millionen aus seinem eigenen Volk umbrachte. Die Welt war zufrieden mit einem „Bösen“, eben dem „Deutschen“.

Aber es ist mir so ganz „salopp“ augedrückt, zu blöd über Völker zu urteilen, nur aufgrund ihrer Politik. Oder aufgrund eigener Unkenntnis. Schade, dass man, obwohl in Kenntnis von den Qualitäten der Deutschen, sie nicht mag. Na ja, nicht ganz. Als Geld bringende Touristen schon. Für die Milliarden Hilfe, egal für wen, da sind sie auch da.

Jetzt zurück zu meiner lustigen Geschichte. Also, so „saßen“ wir in diesem kleinen Hafen und der nette Schiffsnachbar, der mit der Luxusyacht, lud uns ein (wir durften das Boot betreten, ohne Schuhe, versteht sich) zu ihm an Bord zu kommen, weil es, so wie es sich für eine Luxusyacht gehört, einen

Fernsehapparat an Bord gab. Es war der Tag des Fußballfinales Deutschland – Italien. Also nichts lieber als das. Der Mann freute sich auch über unser Kommen, da er allein am Schiff mit seiner Flasche Cinzano war, die er dann mit uns teilte.

Na, was soll ich da noch sagen?

Natürlich steigerten sich unsere Emotionen noch durch den blöden Cinzano. Wir wollten springen, schreien, jemanden auf den Kopf klopfen (nicht uns), beißen und auf die „blöden“ Italiener schimpfen, die das Spiel gewannen, und damit natürlich auch die Weltmeisterschaft. Das konnten wir aber alles nicht tun.

Unser Gastgeber war ein Italiener!

39. STEINCHEN *(Als ich zu addieren vergaß)*

Wir machten es uns sozusagen zum Gesetz, dass wir niemals ein unbekanntes, neues Ufer bei Dunkelheit anfuhren. Es gab viele Gründe dafür. Einer davon war, dass wir samt unserem Schiff nicht an einem Felsen zerschmettert werden wollten. Und genau das passierte uns fast einmal.

Wir lagen mit unserem Schiff in Italien, in Brindisi, dem vorletzten großen Hafen bevor man offenes Meer überqueren muss unterwegs nach Griechenland. Mit dabei waren auch unsere deutschen Freunde, mit ihrem Schiff. (Übrigens, selbstgemacht nur von den beiden, einem jungem Ehepaar. Eben tüchtig.) Nur die waren etwas „übertüchtig“, besser gesagt – er war übermütig.

Unserer Ziel war Otranto, der letzte Hafen vor der „großen“ Meeresüberquerung. Die Brise war steif und wir machten schöne Fahrt. Unsere voraussichtliche Ankunftszeit in Otranto erwarteten wir für etwa 19h bis 20h. Es würde vielleicht nicht mehr ganz so hell sein, es war ja auch kein Sommer mehr und die Sommerzeit gab es auch noch nicht. Das war aber nicht so schlimm da der Hafen von Otranto gut beleuchtet ist. Es konnte nichts passieren. Obwohl, es wäre mir wohler zu Mute gewesen wenn wir früher gefahren wären. Nur mein Mann war wie gewöhnlich nicht aus dem Bett zu bekommen.

Irgendwann waren wir auf der Höhe von Otranto, da rief uns unserer Freund an. (Natürlich nicht vom Handy, das gab es auch noch nicht, sondern von

so einem (für heute) komischen Gerät, mit dem lustigen Namen „Walkie-Talkie“.) War die Entfernung nicht allzu groß, funktionierte das Gerät. Unsere Freunde warteten auf uns vor dem Hafen, denn sie waren mit ihrem Boot schneller als wir mit unserem. Ihres war ein sehr schnittiges, wendiges Segelboot (gut gemacht, Freunde) zum Unterschied von unserem, das etwas schwerfälliger, aber robuster war und mit viel mehr Innenraum ausgestattet, eben nicht so wie die schnittigen Segelboote, die aber doch die meiste Zeit von Motoren angetrieben wurden. Nachdem ich die Motore nach unseren motorfreien Zeiten auf dem Neusiedlersee sehr schätzte, bestand ich darauf, dass wir nur ein Schiff mit einem großen Motor kaufen. Um so größer, um so besser!

Der Freund schlug uns vor, dass wir, da der Wind so günstig war, nicht in Otranto Halt machten, sondern gleich weiterfuhren. Ich war strikt dagegen, aber mein Mann (Männer eben) war dafür. Kapitäne unter sich. Welches ist besser, dein oder mein Schiff? (Übrigens, seine Frau war auch dagegen und sie sind dann irgendwann auch tatsächlich zurückgefahren, was wir aber noch nicht wussten. Die „Macht“ des Walkie-Talkies war begrenzt). Außerdem, wenn wir bei der ersten (unbewohnten) Insel ankommen würden, wäre es ohnehin schon hell.

Da ich eine Vorsichtige war und dazu noch ein guter Navigator, fing ich an zu rechnen. Wieviele Seemeilen waren es bis dorthin? Mit wievielen Knoten fuhren wir? Gut – es haute hin, es würde hell werden wenn wir unser Ziel erreichten. Das peilte ich haargenau an und gab es in unseren Autopilot ein.

Eine angenehme Fahrt war das nicht. Die steife Brise wurde immer steifer bis sie vollkommen veschwand und an ihre Stelle ein richtiger Sturm losbrach. Irgendwann später hätte ich fast den Sturm umgetauft - auf Orkan. O.k. ich wusste, Orkane waren schon etwas anderes und wo anderes, aber selbst der Gedanke ihn so zu nennen, zeigte nicht gerade das Beste. Zu allem Unglück entsprang auf einmal aus meines Mannes Seele ein Wind- und Wellenbezwinger oder besser gesagt, ein Wellen- und Windausnutzer und er wollte partout nicht unsere zum Zerplatzen aufgeblähten, dunkelroten Segel herunternehmen, die uns zusätzlich zum Motor, vorantrieben.

Gott segne die Motore! Aber das kommt noch.

Der Wind (vormals leichte Brise, später steife Brise, nun Sturm und dann „mein Orkan“) war wirklich günstig und trieb uns brav voran in die richtige Richtung. Also, so ein neugeborener Bezwinger, Ausnutzer, „Admiral Nelson“ konnte jetzt nicht die Segeln streifen und in seine Koje schlafen gehen. Nachschlafbedarf hatte er sicher nicht. Noch nicht. Weil mein Mann so ein Typ war, den man am besten beschreibt mit der Lieblingsaussage vieler Frauen: “Weiches Herz unter rauhem Fell“, hatte uns ganz rauh befohlen, dass wir in unsere Kojen gehen und schlafen sollten, „er macht das schon“.

Was wir auch taten, denn ein Befehl ist ein Befehl.

Ich weiss nicht was schlimmer war, bei diesen „Weltuntergangsgeräuschen“ draußen zu bleiben (nicht wirklich draußen, sondern oben, in dem geschlossenen, sogenannten Cockpit, wo man steuerte) oder unten im Schiff wo

man noch näher an den tobenden Wellen war, noch näher am Zorn entbrannten Neptun? Ich glaube, in der Hölle konnte es nicht schlimmer sein. Nur das Feuer fehlte. Nein, heiß war es nicht. Eher kalt. Darum beschlossen wir, uns unter unseren Bettdecken zu begraben. Außerdem, wie gesagt, ein Befehl ist ein Befehl. Mein Held der Siebenmeere blieb auf der „Brücke“, wie es sich für einen Kapitän, einen „Admiral Nelson“, gehört. Es wäre mir lieber gewesen wenn er der „Tom Sawyer“ auf dem Mississippi geblieben wäre.

Jetzt wusste ich zumindest was aus „Tom Sawyers“ wurde wenn sie erwachsen waren – „Admiräle Nelson“.

Es war ein Wunder, dass ich den Schrei hörte mit welchem mich mein Mann aus dem Schlaf weckte, meinen Namen brüllend. Obwohl, der Tarzan war nichts dagegen. Ich – „Jane“, ich meine – ich, schaffte es irgendwie mich taumelnd aus meinem Fell zu befreien und kroch auf allen vieren (anders ging es nicht) hinauf auf die „Brücke“.

Zu beschreiben ist die Sache schwer. Wir hatten nur ein paar Sekunden um uns zu entscheiden; sollten wir das Schiff verlassen, (wie? wo? - springen? ins Wasser?) was ein völliger Unsinn wäre, oder uns samt dem Schiff zerschmettern lassen an einem nur hundert Meter von uns entfernten Riesenfelsen? Eine dritte Möglichkeit gab es nicht. Um das Schiff zu steuern und nach irgendeiner Seite zu drehen und auszuweichen war es zu spät. Da gab es nichts mehr auszuweichen denn wir waren nur noch ein paar Meter von dem Felsen entfernt. Der „Orkan“ trieb uns weiter.

„Es ist aus“, dachte ich.

Den einzigen Gedanken den ich hatte – unser Kind!

Warum, warum taten wir das? Geltungsbedürftige, größenwahnsinnige, egoistischen Idioten! Warum waren wir nicht irgendwo in einer kleinen Wohnung, frühmorgens in das Geschäft fahrend, rechtzeitig das Kind zur Schule bringend, ohne halsbrecherische, waghalsige Aktionen? Was sollte der ganze Unsinn? „Besonderheiten“ suchen? So ein Schwachsinn! Suche und sei schwachsinnig so lange du nur für dich allein verantwortlich bist! Von mir aus auch für deinen schwachsinnigen Partner. Aber nicht wenn es sich um ein Kind handelt. Dazu noch um dein eigenes!

Doch, es gab noch eine dritte Möglichkeit.

Das große Glück war, dass mein „Admiral Nelson“ doch nicht so überzeugt von seinen Segelkünsten war und NUR unter dem Segel zu fahren bei diesem Wind. Oder vielleicht anders, er wollte die doppelte Kraft ausnutzen, die vom Wind und die andere von hundertzwanzig Pferden die in unserem Motor steckten. Er konnte sich doch nicht noch einmal blamieren vor dem anderen Admiralskollegen, der auf uns warten musste, „der mit seinem selbstgebastelten Pfusch von einem Boot“! Es war aber ganz egal was seine Beweggründe waren, unser Motor lief. Mein Mann gab ganz einfach und unseemännisch den Rückwärtsgangbefehl seiner Kavallerie und die gehorchte! Ein Befehl ist ein Befehl und die zogen das Schiff rückwärts, laut dem Befehl.

So kamen wir möglicherweise NICHT ums Leben! Wir und unser Kind, wir Idioten!

Wie kam es zu dem Ganzen? Wie konnte das alles geschehen? Recht einfach. Ja, ich war ein guter Navigator. In dem Fall ein zu guter. Ich gab unser Ziel, das ich ausrechnete, in unsere Selbststeuerungsanlage ein. Das Schiff steuerte haargenau auf das angegebene Ziel zu, welches sehr, sehr klein war. Ein kleines, einsames, felsiges Inselchen. Fast nur ein großer Steinhaufen. Ich konnte auf mich stolz sein, als Navigator. Aber nicht ganz. Ich verrechnte mich nur etwas in der Zeit. Nicht verrechnet, ich vergaß „nur“ zu addieren. Gut, das ist auch Rechnen. Ich rechnete nicht dazu (und bedachte nicht) die Geschwindigkeit die durch die günstige Windrichtung entstand, PLUS die Sturmstärke die das Schiff mit Windeseile zu seinem Ziel trieb. Dazu kam die Stärke des 120 PS starken Motors, den mein Mann aus lauter Eitelkeit und Ehrgeiz (ich glaube das war der Grund) nicht ausschaltete und der jetzt dem Befehl gehorchte und sich nach rückwärts bewegte in aller letzte Sekunde.

Noch einmal: “Gott segne die Motoren!“

Trotzdem, wie war es möglich, dass mein Mann das nicht früher erkannte? Das ist noch einfacher zu erklären. Er schlief ganz einfach ein am Steuer! Das ist natürlich nicht so gefährlich wie in einem Auto, aber auch nicht empfehlenswert. Er vergaß auch auf das Addieren. Um diese Uhrzeit sind wir noch weit entfernt vom Land. Dachte er. Also, es ist nicht so dramatisch wenn er ein wenig einnickt. Der Autopilot kannte sein Ziel, warum nicht einwenig die Augen schließen?

Da blieb nur die eine Frage offen, warum wachte er überhaupt auf? Und das in allerletzter Sekunde. Er meinte, der liebe Gott weckte ihn auf. Ich denke, eher waren das die anderen Geräusche. Geräusche, wenn Riesenwellen auf Felsen schlagen. Die Brandung.

Aber, wer weiß es? Der liebe Gott versprach meiner Mama, dass er auf mich besonders gut aufpassen werde. Vor allem JETZT, wo sie bei ihm ist…….!

ZWISCHENSTEINCHEN *(Gedanken über Gott)*

Da ich JETZT lebe, es falen mir natürlich JETZT so Zwischengedanken ein. Wir traten gerade erst ins neue Jahr ein. In das Jahr 2012. Ich schrieb meiner besten Freundin per Chat:

„Wie geht es dir im neuen Jahr? Alles wie immer? Oder nicht ganz? Denn irgendwie, die Erwartungen machen es, dass es doch anders ist.“

Da sie mir nicht gleich antwortete, las ich das noch einmal. Und ich fand es gut, wie Gott seine Schöpfung. Ich postete das gleich auf mein Profil auf Facebook. Damit bin ich dem Gott um einen Schritt voraus. Er konnte das nicht. (Warum spreche ich in der Vergangenheit von Gott? Weiß ich nicht!) Damals, als er “geschöpft” hatte, ich meine „erschaffen“ hatte, gab es kein Internet. Vielleicht hätte er sich am siebenten Tag nicht ausruhen, sondern das Internet „erschöpfen“, „erschaffen“ sollen. Aber wir verstehen das ohnehin als “befohlenes” Ausruhen. Wir chatten, surfen und posten gerade an Sonntagen was das Zeug hält. Da ich aber annehme, dass Gott unsterblich und unermüdlich ist, könnte er das jetzt tun; Anfangen zu predigen übers Internet, posten und so weiter.

Das ist sozusagen meine Botschaft an Gott.

Oder ist das Blasphemie? Aber wenn man an etwas nicht glaubt, kann man auch über dieses „Nichts“ nicht lästern. Also keine Blasphemie.

Das ist überhaupt so eine Sache mit Gott. Gibt es ihn, gibt es ihn nicht? Wenn ja, wo ist er und warum? Ich meine, warum sollte es ihn geben? Eigentlich eine dumme Frage. Warum sollte es überhaupt irgendetwas geben? Weil es etwas eben gibt! Was gibt es wirklich? Zuerst einmal alles was man sehen kann. (Die Sache ist auch nicht ganz verlässlich. Man denke nur an Platons „Hölen Gleichnis). Das ist einfach. Komplizierter wird es dann schon mit den Dingen die man nicht sehen kann. Kann man dann diese “Dinge” überhaupt, „Dinge“ nennen? Eher nicht. Begriffe wie Gefühle, Strom, kosmische Strahlungen....und andere „Wunder“? Dann sind da noch die Geräusche. Geräusche können gewaltig sein, aber sind unsichtbar. So wie Gott - gewaltig, aber unsichtbar. Gut, Geräusche höre ich, den Gott nicht. Er ist dann eher eine Strahlung oder viele Strahlungen.

Um ehrlich zu sein, es interessiert mich auch nicht besonders wie es mit “IHM” steht. Wenn ich einen Funken Chance hätte das zu ergründen, dann schon. Es würde mich schon interessieren, und wie! Aber so? Gott (der du im Himmel bist, oder nirgendwo) wie lange und wieviele Menschen versuchten das schon zu ergründen? Ich soll es jetzt auch versuchen? Lächerlich, sinnlos. Und WELCHE Menschen versuchten das! DAS ist eine interessante Sache, wieviele großartige Denker sich schon damit beschäftigten! Als bekanntestes Beispiel nennt man den Albert Einstein. Ja, er war religiös. Ich dachte früher:

”Um alles in der Welt, WIE konnte er daran glauben?”

Aber dann befasste ich mich ein wenig damit und erfuhr, dass seine Religiosität nicht viel zu tun hatte mit dem Glaube an Gott. Auf die Frage, ob er an Gott glaube, antwortete er:

„Ich glaube an Spinoza's Gott, der sich in der gesetzliche Harmonie des Seienden offenbart, nicht an einen Gott, der sich mit Schicksalen und Handlungen der Menschen abgibt".

Baruch Spinoza hatte die Theorie über die Gleichsetzung von Gott und Natur vertreten, also ein Vertreter des Pantheismus; über welche Schopenhauer sagt:

" Das ist die höflichste Art, Gott aus dem Verkehr zu ziehen."

Ich selbst glaube nicht, dass es so etwas wie Gott gibt. Eigentlich ist das eine gute Aussage:

"Ich GLAUBE nicht!"

Das sagt nicht aus, dass ich WEIß, dass es ihn nicht gibt.

Wenn ich schon beim „philosophieren" bin, finde ich sehr passend die großartige Aussage von Sokrates hier zu erwähnen:

„ Jener meint zu wißen und weiß doch nicht; ich, der nicht weiß, glaube auch nicht zu wißen; ich scheine somit um ein geringes wißender zu sein als er, weil ich nicht meine zu wißen, was ich nicht weiß."

Das sagt nur aus, dass ich EHER NICHT daran glaube. Ich denke, jedem Menschen geht es so. War es immer so ergangen, und wird es immer so ergehen. O.k. es gibt solche, die sind davon überzeugt. Aber wie das? Warum sind sie sich so sicher? Gut, manche Menschen kann man leicht von irgendetwas überzeugen. Ich mag aber solche Menschen nicht. Folglich ist mir ihre "Überzeugung" egal. Aber doch, NEIN, nicht egal. Natürlich nicht. Wie kann es einem egal sein, dass es Menschen gab (und leider gibt), die davon "überzeugt" waren (sich überzeugen ließen, zum Beispiel von so einem ungebildeten, kleinen, einen komischen Oberlippenbart tragenden Oberösterreicher), dass irgendeine Hautfarbe oder Religionsangehörigkeit entscheidend ist für den Wert eines Menschen. Zum Beispiel, die Religion von sechs Millionen und mehr Menschen (Ich kann das einfach nicht vergessen und auslassen). Genau so die etwa halbe Milion Sinti und Roma. Wie ist das mit einem ganzen Kontinent? Mit den Menschen mit dünklerer Hautschattierung? Die man irgendwann raubte und als Sklaven verkaufte. Man ist noch stolz darauf, dass einer davon Präsident des "wichtigsten" Volkes auf diese Erde wurde. Dankbar sollten sie sein, die ehemaligen Sklaven. Die Ansässigen mit der zarten, rötlichschimmernden Haut, die Landinhaber, will ich gar nicht weiter erwähnen.

Was denken die im Augenblick ihres Todes, die „Überzeugenden"? (Was werden wir alle denken?) Falls man noch denken kann. Meistens schlummert man hinüber. Aber nicht immer. Egal auf welche Weise man diese Welt verläßt, dann wird es für uns alle zur Gewissheit: gibt es Etwas oder gibt es Nichts? Ja, ja jeder Moment im Leben hat etwas Gutes. Auch dieser letzte. Nein, natürlich nicht jeder. Leider. Aber viele. Sehr viele. Es sind viele gute Momente im Laufe eines Lebens. Nur wir nehmen sie nicht alle wahr. Darum erscheint uns das Leben so kurz.

Eigentlich sollte ich ein paar Millionen Steinchen haben. Alle anderen auch. Haben wir auch. Nur so interessant sind die auch wieder nicht. Für einen selber schon. Sollte es auch. Das ist auch ein Thema, das ich so interessant finde. Bewusst oder unbewusst leben? Natürlich bin ich für das Bewusste. Aber, was bedeutet das wirklich? Bewusst um sich schauen, alles registrieren, über alles nachdenken, am Ende alles zerlegen? Das sind die Sensiblen, die "Klugen", die mit offenen Augen durch die Welt gehen. Ich machte aber die Erfahrung, dass sie auch die Schwächeren sind. Die Anderen, die nicht so viel grübeln, haben es besser. Die belasten sich nicht mit dem "unnötigem Zeug". Selbst der Thomas Mann wünschte sich *:*

".....die haben es besser, die den Geist nicht nötig haben". "……frei vom Fluch der Erkentnis und der schöpferischen Qual leben, lieben und loben in seliger Gewöhnlichkeit". (Tonio Kröger)

Da wäre zu erwähnen, die berühmte Stelle aus der Bergpredigt am Ölberg von Jesus:

"Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Reich der Himmel."

Da streiten sie sich Geister wie das gemeint ist. Natürlich nicht: "Glücklich sind die Dummen." Es ist auch die richtige Übersetzung zu beachten. Das eigentliche Neue Testament wurde in „Koine" (damalige griechische Umgangsprache) geschrieben. Davon ist aber so gut wie nichts mehr erhalten. Also, es sollte eigentlich heißen:

„Glücklich sind die, die sich ihrer geistigen Bedürfnisse bewusst sind".

Oder auch:

"Glücklich sind die Bettelnden, denn ihrer ist das Königreich der Himmel".

Wobei mit Bettelnden, die gemeint sind, die erkennen, dass sie Gott brauchen. Also, das "unötige Zeug", wie zuviel (logisches) Denken, zuviel Sprache, zuviele Buchstaben und Zahlen halten Menschen von wichtigen anderen Dingen ab: Wahrnehmung, Gefühle, Bedürfnisse, auf den Bauch oder auf die innere Stimme zu hören. Wer im logischen Denken "gefangen" ist, kann nicht wirklich fühlen.

Irgendwann fuhren wir zurück. Zurück nach Brindisi. Vorbei an "unserem" Felsen. Untertags. Ich machte auch ein Foto. Von "unserem" Felsen. Er sah anders aus, jetzt am Tag. Grau, einsam, steil und mächtig. Ich erkannte ihn aber nicht gleich. Ich bat meinen Mann – den Admiral, umzudrehen. Er gehorchte. Wir fuhren einwenig zurück. Da war es nicht notwendig den Rückwärtsgang einzulegen. Mein Mann machte einfach einen Bogen. Platz genug hatten wir. Ich machte mein Foto und rief in Gedanken unser Erlebnis zurück. Ich freute mich, dass der Fels nicht mehr unserer Feind war. Wir versöhnten uns und nahmen Abschied voneinander. In Frieden. Auch ein wenig wehmütig. Ich schaute lange zurück, so wie sich gute Freunde verabschieden. Wer weiß, wann wir uns wieder sehen werden? Wahrscheinlich lange nicht. Ich irrte mich.

Wie soll ich das jetzt anfangen?

Mein Mann hatte große Angst vor Haien. Ich nicht. Ich sah auch noch nie einen. So lebend. Nicht lebend, dreimal. Einmal im Kino, den großen weißen, einmal denselben in Disneyland, auch groß und weiß, aus Pape, aber irgendwie umständlich aufgehängt an dicken Seilen. Da machte ich nicht einmal ein Foto. Irgendwie entwürdigend hing er da. Die Japaner fotografierten ihn schon. Einmal in Kroatien, in Portoroz. Aber der lebte auch nicht mehr. Obwohl er vor kurzem noch lebte. Fischer fingen ihn ein und legten ihn auf den Pier. Das wirkte auch entwürdigend, aber nicht so sehr. Vielleicht weil er klein war. Sehr klein. Kaum ein Meter lang. Weiß, war er auch nicht, nur tot. Unsere Tochter wollte ein Foto gemeinsam mit ihm haben. Der erste Gedanke bei mir war: die Würde! Aber was soll‘s? Was man da alles NICHT fotografieren sollte?

Also drehten wir unser Schiff wieder um (es war auch nicht schwer), wir fuhren mit Motor und nahmen unseren Kurs Richtung Brindisi wieder auf. Gerade als ich in Abschiedsgedanken vertieft war, den Blick auf den Felsen gerichtet, fing unser Motor zu husten an. Nicht laut. Vielleicht war das gar nicht der Motor der hustete? Hinten machte die Motorschraube komische Geräusche. Der Motor hustete aus Symphatie ein wenig mit. Die beiden vereint in Sympathie, sorgten dafür, dass sich das Schiff auf einmal langsamer bewegte. Was war da los? Mein Mann verließ die Admiralsbrücke und ging nach hinten um zu sehen was da los war. Er sah gleich was da los war. Nein, kein großer, weißer oder kleiner, grauer Hai hatte sich um die Schraube gewickelt, sondern die etwa 200 Meter lange, recht starke Fischerleine aus Nylon!

Das war so:

Wir (mein Mann) las in diesen Büchern und Berichten von Weltumseglern, dass man draußen auf dem offenen Meer, wenn man lange Strecken machte, einen glitzernden, metallischen Köder an einer langen Leine hinter dem Boot herschleppen sollte. Man musste schließlich für frischen Proviant sorgen wenn man paar Wochen auf offener See verbrachte, ohne Supermarkt oder freundliche Fischer. Zum Beispiel, für die etwa drei Wochen bei einer Atlantiküberquerung. Aber auch so. Warum auch nicht? Die Chance, dass man etwas an die Angel bekam, bestand immer. Aber keine große. Oder gar keine. Jedenfalls fing mein Mann noch nie etwas auf diese Weise. Auch auf andere Weise nicht. Er meinte, es seien keine Fische mehr da. Was ist mit dem Sprichwort: ”So viel wie Fische im Meer”? Oder heis das: „So viel wie Sand am Meer”? Eher so. Es ist aber egal. Denn ganz sicher war er sich doch nicht, dass es keine gab. Warum hätten wir sonst die blöde Leine hinter uns hergeschleppt? Warum hätte er gedacht, dass.....? Aber das kam später. Auf jeden Fall drehte er, auf meine Bitte hin, das Schiff um 360° und vergaß auf die blöde, sinnlose Leine, die sich dann mit ihren ganzen 200 Metern um die Schiffsschraube wickelte. So gewürgt, fing sie zu husten an und mit ihr der befreundete Motor.

Was nun? Na, was wohl? Ins Wasser und die Schraube befreien! Das Meer war auch ruhig, also kein Problem. Ja, für den, der keine Angst vor Haien hatte, die vorzugsweise im offenen Meer und in der Nähe von Schiffsrouten schwammen. Am offenem Meer waren wir und auf einer Schiffsroute waren wir

auch. Wir waren auch ein Schiff. Oder? Na ja, es half nichts. Zähne zusammenbeißen und ein scharfes Messer in die Hand nehmen. Zeitweise zwischen die Zähne (bei der Gelegenheit war nichts mit Zusammenbeißen), aber bei der ich meinen Mann bewunderte und meinte, dass ihm nur noch ein rotes Tuch fehlte, schief um den Kopf gebunden und eventuell eine Augenklappe. In Schwarz. Ich überlegte schon, schnell ein weißes Tischtuch statt unser rot-weiß-roten Flagge am Mast zu hieven, wo ich noch schnell einen Totenkopf darauf gemalt hätte. In Schwarz.

Mein Mann konnte über das Ganze nicht lachen, da er das Messer im Mund hatte und auch ohne Messer hätte er nicht gelacht, nach seinen Blicken zu urteilen. Aber wir, unsere Tochter und ich. Wir lachten sehr. Nicht über meine ewigen Witze. (Ich bin immer zum Witzeln aufgelegt. Nicht Witze erzählen, oder Gott behüte hören müssen.) Hihi...wir lachten über ihn! Heimlich. Also, er war so halb im Wasser, halb auf der Schiffsleiter, mit einer Hand sich an die anhaltend. Darum das Messer im Mund, zeitweise. Höchst uncharmant, höchst unmännlich gebückt, versuchte er die Aktion Befreiung auszuführen. Da lachten wir noch nicht so. Irgendwann bemerkte er, dass die Sache so nicht ging. Die 200 Meter Leine konnte man nicht einhändig lösen oder durchschneiden so halbgebückt. Nichts, als ins Wasser! So ganz. Zwischen die Haie. Hihi....nein, da lachten wir wirklich noch nicht so. Man weiß schließlich wo die Grenzen sind! Da war dann noch die Vorbildsrolle einer Mutter. Man lacht nicht über einen, in eine lächerliche Pose geratenen Vater. Über den Retter und Ernährer. (Gut, die Fische bissen nicht an. Aber er versuchte es. Jetzt musste ich die Rolle übernehmen, die Rolle der Ernährerin!

„Ich mache Spaghetti.“)

Wir banden ihm eine Schiffsleine um den Bauch, mit einem „Palstek“ befestigt. (Den ich einhändig im Nu binden kann. So wie ihn die Bergsteiger machen. Man bewunderte mich immer deswegen. Ich war immer voller Überraschungen. Man vermutete das nicht bei einem blonden “Püppchen” mit schwarzumrandeten, grünen Augen. Und die Leinen werfen bis zu 20 Meter Entfernung, war auch mein Spezialitet) Der „Palstek“ ist der berühmteste und populärste Seemannsknoten.

So! Mein Mann sah, dass die Sache etwas länger dauern könnte und befahl uns beiden (aber so richtig!), dass wir da oben stehen - über ihm sozusagen - und Ausschau halten sollten nach - Haien! Er beschrieb uns auch wie sie aussahen, die berühmte Rückenflosse, die aus dem Wasser herausragte, zu ihren Opfern rasend. Jede von uns war mit einem Bootshaken bewaffnet, um im Falle eines Falles zuschlagen zu können. Ich, den Haken in der einen Hand, in der anderen die Leine festhaltend um ihn im Falle eines Falles hochziehen zu können, unter Umständen aus dem Rachen eines Haies heraus. Bis dahin gab es noch keinen Punkt wo wir so sehr gelacht hätten. Ja, geschmunzelt schon, die Tochter heimlich, dass er es nicht merkt, ich heimlich wegen den beiden. Ich, das Vorbild!

Dann kam die unvergessliche Szene bei der ich meine ganze Vorbildrolle vergaß. Meine Tochter hatte sich sowieso nicht mehr halten können und alle Konsequenzen auf sich genommen, wie z.B. einen englischen Aufsatz dreißig Mal schreiben, das gesamte Deck zu schrubben, beim nächsten Hafenausgang kein Erdbeereis und keine neuen T-Shirts zu bekommen.

Es war kurz nach Mittag. Windstille. Die Sonne schien und verwandelt das Meer in einen unendlich großen, grünblauen Schleier, bestickt mit Milliarden glitzernder, kleiner Steinchen. Keine Flossen weit und breit. Nur der Schatten der unser Schiff aufs Wasser warf. Auf die Luv Seite. Das ist die, dem Wind zugekehrte Seite. DAS war es - DER SCHATTEN. Eine ganz, winzige, schwache Brise drehte das Schiff ein wenig. Der Schatten wechselte seinen Standort und glitt hinter das Heck auf die hintere Seite des Schiffes und huschte über den Kopf und die fast blutigen Hände meines Mannes. Das bewirkte, dass er mit affenartiger Geschwindigkeit und großem, akrobatischen Können auf die Leiter kletterte und in weiterer Folge über die Reling sprang, (in festem Glauben, dass sich ein Hai näherte) uns dabei über den Haufen warf und anschrie, ob wir denn nicht den sich nähernden, hungrigen, bestialischen Hai sahen!

Und wenn der jetzt herauf zwischen uns springen würde, wir würden ihn nicht sehen vor lauter Lachen. Mein Mann lachte nicht! Kein Wunder. Er sah auch nicht sein vor Angst, Überraschung, Zorn und Verzweiflung verzerrtes Gesicht!

40. STEINCHEN *(Süditalienische Impressionen)*

Brindisi. Nein, damals noch nicht. Irgendwann schon. Irgendwann kamen wir am Hafenpier von Brindisi an. Aber etwas später als wir dachten. Und dann war dort etwa so:

Es war Herbst. Keine Kämpfe um Anlegeplätze. Nicht mit den Italienern die ohnehin nur im August die ganze Adria überfluten, und das vorzugsweise auf

kroatischer Seite weil die schöner und billiger ist. Nicht mit dem anderen Seglervolk, das ohnehin nicht immer kämpft. Also alles friedlich, ruhig. Wir konnten in Ruhe den Versicherungsvertreter von unserer deutschen Versicherungsgesellschaft suchen, der uns dann helfen sollte die Formalitäten zu erledigen, die notwendig waren um Reparaturen an unserem etwas ramponierten Schiff zu vollziehen. Warum ramponiert? Das kommt eben später.

Zuerst die leichtere Kost.

Ja, wir wollten uns um unsere Kost sorgen. Wir machten uns auf die Suche nach einem großen Bauernmarkt wo man gesunde, frische Lebensmittel bekommt. Da ließ uns mein Mann nicht allein, bei den Besorgungen. Na ja, wir waren doch in Süditalien. Man hörte so viel. Ganz so schlimm war es auch wieder nicht. Wir würden doch nicht entführt werden. Wir nicht.

Aber fast unser kleines Chihuahua Hündchen, das so süß und klein und reinrassig war. Unser ganz großer Liebling. Außerdem dachten wir, es könnte gar nichts passieren, denn letztendlich schafften wir uns doch einen zweiten Hund an. Einen ganz gefährlichen. Extra für den Aufenthalt in Italien und dann später für die Karibik. In diesen Büchern, die einem so gut berieten und die von Weltumseglern geschrieben wurden, lasen wir, dass man einen scharfen Hund mit an Bord haben sollte. Weil die Hunde melden einen Eindringling und beschützen einem im Falle, dass jemand auf das Schiff kommen sollte ohne vorher zu fragen: „Ich bitte am Bord kommen zu dürfen."

Wir ließen uns beraten von den Kennern, von den Experten und die sagten uns, dass der Bullterrier der gefährlichste Hund der Welt ist. Also nichts wie einen Bullterrier kaufen. Die nicht billig sind. Aber was tut man nicht alles für die eigene Sicherheit? Sein Äußeres war mir auch symphatisch, was wichtig ist, da man mit so einem Wesen ganz eng auf kleinstem Raum zusammenlebt. Ich weiß, man fragt sich, wie man um Gotteswillen, das Äußere eines so potthässlichen Hundes sympathisch finden konnte? Ich habe nichts gegen Schweine. Im Gegenteil, hatten wir doch Schweine als Freunde in unserer Vergangenheit. Aber einen Hund der wie ein bellendes Schwein aussieht kann man nicht symphatisch finden. Das war einfach ein Irrtum meinerseits. Mein Mann wunderte sich sowieso, dass ich einverstanden war mit dem "Schweinehund"! Die Sache war so:

Ich glaubte, dass ein Bullterrier so ein Hund ist wie der, der dem Zeichentrickhelden Donald Duck immer nachjagt. Da sieht man den Hund mit dem riesigen Kopf und mit dem zerknautschem Gesicht und dem weit aufgerissenen Maul, wie er hinter Donald Duck her ist. Manchesmal auch hinter Pluto. Ja, der ist auch hässlich, sehr hässlich, aber auf eine symphatische Art. (Bei den Menschen ist das auch oft so) Na ja, wir stellten uns schon auf diesen Hund, der Bullterrier heiß, ein und es gab kein Zurück. Außerdem, ist das eine Rasse die gefährlich, tapfer und eigensinnig ist und die niemals einen Kampf verliert. Niemals. Entweder siegt er oder er kämpft so lange bis er tot ist. Sagt man. Möglicherweise stimmt das auch. Nur...! Es stimmt auch das mit dem Eigensinn. Er sucht sich selbst aus, gegen wen er kämpfen will. Das sind aber

niemals Menschen. Gegen die hat er nichts. Ob die Menschen fragen oder nicht, ob sie an Bord dürfen, ist ihm egal. Er hat etwas gegen die anderen Tiere. Die Bullterrier sind meistens weiß. Es gibt auch braune. Unserer war weiß, weiß mit einem schwarzen Fleck am linken Auge. Das machte ihn etwas sympathischer. Äußerlich. Sonst war er sympathisch in seinem Wesen, SEHR symphatisch!

Wir hatten in unserem Cockpit am Boden ein weißes Fell ausgebreitet. Er lag immer darauf. Es kam sehr oft vor, wirklich sehr oft, dass wir Besucher hatten die ihn übersahen und die stiegen richtig auf ihn. Er machte nur faul ein Auge auf, stand auf und legte sich einfach etwas weiter weg wieder nieder. Das war es, was die Gefährlichkeit der Bullterrier betrift. Allerdings, im Kampf mit einem anderen Tier schaut die Sache schon etwas anders aus. Wir waren aber nicht im Dschungel.

Eines Tages, in Brindisi am Pier, saßen wir friedlich innen im Schiff und hörten auf einmal ein ganz wildes Gekläffe von unserem Chiuhuahua und dann ein etwas leiseres von weiter weg. Tatsächlich sahen wir ihn in einem offenen, kleinen Dreiradauto, das zum Glück stehenbleiben musste, wegen des Autoverkehrs. Mein Mann rettete ihn noch rechtzeitig bevor das kleine Fahrzeug weiterfuhr. Die zwei kleinen Italiener (so wie in dem Lied) schauten nur ängstlich meinen großen Mann an und fuhren weiter ohne ihre Beute.

So gingen wir gemeinsam auf den Markt und verstauten unsere zwei "Aufpasser" im Schiff. Übrigens, unser Bullterrier rührte sich während der ganzen Operation, Entführung und Rettung nicht von der Stelle.

Da wir uns in südlichen Ländern befanden, wo es angeblich "Pflicht" ist mit den Verkäufern zu handeln, betrieb das mein Mann auch leidenschaftlich gerne. Unsere Tochter und ich hielten bei diesen Gelegenheiten ganz feig ein paar Meter Abstand von ihm, dass die Verkäufer nicht auf die Idee kamen, dass wir zusammengehörten, so genierten wir uns.

Auf dem Markt war ein ganzer Stand mit Eiern. Der Verkäufer pries gleichzeitig seine Waren laut an und packte blitzschnell die verkauften Eier in dafür vorgesehene Behälter. Die Eier waren unverpackt und lagen in einem großen Haufen vor ihm. Man konnte sehen wie schön, groß und unbeschädigt sie waren. Wir hatten wieder eine größere Reise vor uns und planten nach unserer Adriaüberquerung (98 Meilen, etwa sechzehn Stunden offenes Meer bis zur gegenüberliegenden Bar an der Kroatischeküste), einige kleine Buchten zu besuchen wo es keine Einkaufsmöglichkeiten gab. Deshalb beschlossen wir fünfzig Stück Eier zu kaufen. Die sind immer eine willkommene Nahrung auf den Schiffen. Wie immer fing mein Mann an zu handeln. Währenddessen interessierten wir uns für die roten Radieschen und braunen Kartoffeln am gegenüberliegenden Stand. Interessanterweise verrechnete ihm der Verkäufer tatsächlich den niedrigeren Preis. Zumindest berichtete er uns das ganz stolz und zufrieden. Ich hatte aber immer so ein leisen Verdacht, dass das nicht stimmte. Nicht immer. Er wollte uns unbedingt beweisen, dass es sich zu handeln lohnte. Manchesmal hatte ich gute Lust zurückzugehen und den Verkäufer zu befragen

um welchen Preis er die Ware tatsächlich verkaufte. Tat ich natürlich nie. Es hätte können peinlich werden.

Zufrieden gingen wir zurück zum Schiff, aber nicht gleich. Am Schiff angelangt, da wir keine Eier mehr hatten machte ich einen der sorgfältig eingepackten, zusätzlich noch in Zeitungspapier eingewickelten Behälter, auf. Ich muss noch heute schmunzeln wenn ich mir in Gedanken den Gesichtsausdruck meines Mannes zurückrufe als er in dem Behälter, vorgesehen (und bezahlt) für zehn Eier, nur acht erblickte. Er, blitzschnell, machte die anderen vier Behälter auf - und das gleiche Bild. In allen Behältern waren statt zehn, nur acht Eier. Nein, damals schmunzelten wir nicht nur, unsere Tochter und ich, wir brüllten vor Lachen. Gott, war das ein Vergnügen! Für uns.

Natürlich raste mein Mann zurück zum Markt. Aber es war schon zu spät. Alles zu. Kein betrügerischer Verkäufer mehr da. Wir gingen vom Markt auch nicht gleich zum Schiff zurück, da mein Mann sich noch unbedingt die Säulen „Colonne de Porto“ anschauen wollte. Eigentlich ist nur noch eine da. Er erklärte uns, dass es ursprünglich zwei waren, erbaut in der Mitte des 2. Jahrhunderts nach Christus. Angeblich bildeten sie das Ende der „Via Appia“. In Wirklichkeit dienten sie als Orientierungspunkt für Seemänner. Uns interessierten mehr die Auslagen mit den Klamotten. Schließlich waren wir im Land der Mode.

Doch, dieses Mal glaubte ich ihm, dass der Verkäufer mit dem Preis hinunterging.

41. STEINCHEN *(Untiefen)*

Brindisi. Unser Ziel nach der Befreiung der Schiffsschraube von der 200-Meter-Fischerleine. Keine Haie, kein Sturm (noch nicht), keine Zeit. Wir wollten ankommen bevor es dunkel wurde. Kein unbekanntes Gewässer, aber vor dem Hafen in Brindisi gibt es Untiefen. Tagsüber sieht man die Untiefen schon von Weitem. Die Farbe des Wassers wurde heller. Manchmal sehr hell. Am Tag kein Problem. Eigentlich nachts auch nicht. Die Untiefen sind eingezeichnet durch kleine Leuchtürme. Nur untertags ist das Gefühl anders. Besser. Klar.

Die 200-Meter-Leine zu entwirren und zu zerschneiden dauerte doch länger als wir dachten. So kamen wir irgendwann VOR Brindisi an, da war es natürlich schon dunkel. Vorsicht! Ausschau halten nach den blinkenden Lichtern die die

Untiefen anzeigen. Langsam! Die Sicht war gut. Das Meer bewegte sich nicht. Ich machte Spaghetti. Wir waren in Italien, im Spaghettiland, so gehörte es sich. Souflaki hatten wir hinter uns. (Und mit dem großem „Fischfang“ war es auch nichts.) Unsere Tochter hörte Radio. Immer noch Adriano Celentano – „Una festa sui prati“. Klänge, begleitet von Schinkenbratgeräuschen. Bald werden wir im Hafen sein und dann nichts als ins Bett. Vorher mussten wir noch unsere Hunde ausführen. Die freuten sich immer raus zu kommen. Mit dem Toilettengang gab es keine Probleme. Wenn Hunde noch klein sind, gewöhnen sie sich an Deck zu gehen. Einen, an einer Leine befestigten Eimer ins Wasser schleudern, über Deck gießen und alles ist erledigt. Wasser ist genug da. Unser kleiner Chiuhuahua war daran schon gewöhnt. Er kannte das noch vom Neusiedlergewässer. Ein richtiger Seebär. Seehund. Nein, er war einfach seetauglich. Unser Bullterrier war auch noch klein als er mit dem Seeleben anfing. Bei den älteren Hunden ist das schon schwieriger. Da kann es schon Probleme geben. Man darf nicht lang vom Ufer entfernt sein. Die wollen einfach nicht am Schiff ihre Sache erledigen. Man muss immer wieder anlegen. Da ist nichts mit der Weltumsegelung, mit dem bestem Freund des Menschen. Am nächsten Morgen werden wir auf denn Markt gehen, auf „Merceto“. Wir brauchten Eier, die waren uns ausgegangen. Am Markt waren sie frischer und billiger. Auch das Obst und Gemüse.

Dann rief mein Mann, ich sollte doch kommen und nachschauen, er sah keine kleine Lichter. Ich auch nicht. Und wenn, es wäre schon zu spät. Schon wieder das bekannte Geräusch, wir liefen auf Grund auf! Das Schiff neigte sich ein wenig. Wir fuhren aber sehr langsam und Wind und Meer waren ruhig. Wir stoppten und versuchten uns mit Hilfe der Bootshaken abzustossen. Irgendwann gelang es uns das Schiff zu befreien. Das Schiff schwamm wieder. Ein wunderbares Gefühl. Unsere Tochter schrie:

„Wir sind frei, wir sind frei!”

Aber dann hörten wir wieder das Geräusch. Eine kleine Neigung. Wieder Haken, Lichtstrahler und auf den Grund schauen. Wieder frei. Die Tochter schrie nicht mehr. Das war einige Male so. Bis wir keinen Grund mehr sahen. Tiefe. Frei. Wir waren in die Mitte der Untiefen geraten. Wenn wir weiter fuhren, egal in welche Richtung, war es nicht sicher, dass wir nicht wieder aufliefen. Der Lichtstrahler reichte nicht so weit, dass wir unbesorgt fahren konnten. Aber jetzt waren wir in der Tiefe. Jetzt waren wir sicher. Also, Anker raus und den Tag abwarten. Das Schiff wackelte ganz leicht. Es wackelte uns in den Schlaf. Schlaf, nach den köstlichen Spaghetti.

Dann klopfte etwas an den Rumpf. Gleichmässig. Das konnten nur Menschen sein. Ja, es waren Menschen. Drei kleine Italiener (wieder wie in dem Lied), in einem kleinem Boot. Ob wir Hilfe brauchten? Na, bitte! Es stäht nicht so schlimm mit den Italienern. Das erste Boot das vorbeifuhr, blieb stehen! Und das Letzte. Es kommt ein Gewitter, meinten sie, und wir könnten unmöglich hier auf offenem Meer bleiben. Natürlich nicht! Wer machte das schon? Ich war

schon mit Leine suchen beschäftigt, die ich ihnen zuwerfen wollte um uns aus dem Untiefengebiet rauszulotsen, als ich meinen Mann hörte wie er:

”No, Grazie”, sagt.

Ich traute meinen Ohren nicht. Ich raste auf ihn zu:

” Bist du verrückt”?

“Nein”, sagte er: „Nur vorsichtig”.

Was sollte das heißen?

Diese Bücher! Was man da nicht alles für Unsinn lesen kann! Er erklärte mir irgendetwas von Seerechten, aus, was weiß ich, welchem Jahrhundert, die heute noch ihre Gültigkeit hatten. Ich fing an zu schreien (was sonst nicht meine Art ist), ich bettelte, ich drohte mit der Scheidung. (Sich auf offener See bei einem Sturm aufzuhalten war fast tödlich, wenn der Anker nicht hielt dann war man verloren. Überhaupt in der Nähe von Klippen und Untiefen.) Nichts. Er blieb hart. Die Italiener hatten recht, der Wind frischte auf. Aber sie waren nicht mehr da. Sie gaben schnell auf uns ihre Hilfe anzubieten. Kein Wunder, bei dem entschlossenen Gesicht meines Mannes! Ich glaubte das alles nicht. Warum? Warum nahm er die Hilfe nicht an? Er meinte das so:

Nach irgendeinem Seerecht, hätten die Helfer das Recht die Hälfte vom Wert des Schiffes zu verlangen. Allerdings wäre es ein Unterschied ob man den Helfern die Leine zuwirft, oder sie uns. Unter Umständen könnten die Helfer das ganze Schiff verlangen. Angeblich. Wenn solche “modernen Piraten” sahen, dass ein Unwetter aufzog, schossen sie einfach die Leuchturmslichter mit den Gewehren ab. Man konnte dann tatsächlich nicht sehen wo die Untiefen sind. Na gut, was sollte ich jetzt machen? Scheiden lassen konnte ich mich so auf die Schnelle sowieso nicht. Ob das wirklich stimmt? Jedenfalls, die Lichter waren wirklich weg. Man erzählte uns dann, das die Sache mit den Lichtern abschießen und nachher für das „helfen“ eine “Belohnung” verlangen, stimmte. Aber das halbe Schiff? Oder gar das ganze?

Vorsorglich warf mein Mann noch den zweiten Anker aus und wir warteten auf den Wind. Lange mussten wir nicht warten. Der Wind kam, und wie! Das am offenen Meer zu erleben (und zu überleben) ist unbeschreiblich. Es war ein Wunder, dass die Anker gehalten haben. Das Schiff zerrte so am Anker, dass man das Gefühl hatte, dass es jeden Moment auseinander bricht durch den gewaltigen Zug den die Kette alle paar Sekunden auf den Schiffsrumpf ausübte. Das die ganze Nacht lang. Ja, das war eine teuflische Nacht. Dann kam der Tag. Der Wind beruhigte sich, aber noch nicht ganz. Egal. Die Sicht war gut. Wir brauchten nur noch die Anker heraufholen, den Motor zu starten und in den sicheren Hafen einfahren, von wo man auch schon reges Treiben hörte. Wir waren eigentlich direkt vor Brindisi. Es war acht Uhr in der Früh und die Stadt war schon aufgewacht. Wir brauchten höchstens noch eine viertel Stunde bis zum Anlegen.

Wir kamen um zwei Uhr Nachmittags an.

Unser Anker “wollte” nicht aufs Schiff. Egal wie sie sich mein Mann bemühte, es ging nicht. Er bemühte sich bis zwölf Uhr Mittags die Ankerkette

durch den Winsch zu bekommen. Es ging einfach nicht. Dann holte er die Kette über die Reling und zog händisch. Das hätte dann auch irgendwann geklappt, wenn das Schiff ruhig geblieben wäre. In der Zwischenzeit kam aber wieder starker Wind auf. Er schaffte es ein paar Meter von der Kette an Bord zu holen, aber der Ruck des Schiffes holte sie wieder zurück. Da kam ich auf eine Idee. Die Kette rutschte hin und wieder zurück durch ein Loch. Mein Mann holte mit Müh und Not ein paar Meter herauf und ich machte einen Knoten in die Kette. Da konnte der gerettete, heraufgeholte Teil nicht wieder zurückrollen. Nur waren die Bewegungen des Schiffes so heftig, dass man das nur in Sekundenschnelle machen konnte. Da die Kette über die Reling ging, bildete sie ein richtiges „V“ in den Reling. Das alles dauerte Stunden unter größten Anstrengungen. Der eiserne “Knäuel” von der Kette rutschte auf dem Deck hin und her und beschädigte alles was im Wege stand. Darum konnten wir uns nicht kümmern, zuerst mussten wir unter schwersten Anstrengungen die Kette Meter für Meter retten. Außerdem hätten wir uns jedesmal von unseren Brustleinen befreien müssen, aber ohne die bestand die Gefahr, dass man über Bord geschleudert wurde.

So kamen wir endlich nach Brindisi.

Warum ging die Kette nicht durch den Winsch? Die fünfzig Meter lange Kette? Ganz einfach. Die war nicht mehr fünfzig Meter lang, sondern zweiundfünfzig. Warum? Weil sie sich einfach ausdehnte durch den gewaltigen Zug, während der ganzen Nacht. Da dehnte sie sich und passte nicht mehr in das Zahnrad. Sie rutschte sofort immer wieder zurück. So gewaltig tobte es die ganze Nacht auf offener See. Unser Damfort Anker sah aus wie ein U-Haken. Das mächtige Stahlding!

Natürlich hätte mein Mann den Anker einfach auch liegen lassen können. Einfach die Kette lösen und weg damit. Aber das macht ein richtiger Seemann nicht.

42. STEINCHEN *(Sammelsteinchen)*

Soll ich diese Steinchen „Sammelsteinchen“ nennen?

Ich sehe da auf meinem Bild winzig kleine Steinchen. Viele. Irgendwo sind die verborgen unter und zwischen den anderen Steinchen. Es sind wirklich sehr, sehr viele. Darum ist auch das Bild so schwer, so hoch. Sie schauen fast wie Sandkörner aus. Eigentlich wenn ich genau hinschaue, besteht das ganze Bild fast nur aus diesen Sandkörnern. Nur ich habe das nicht gleich bemerkt. Die großen Steinchen überdecken sie fast ganz. Gibt es große Steinchen? Sind das dann nicht eigentlich Steine? Nein, ich weigere mich Steine zu sagen! Man nennt aber manchmal auch kleine Steinchen „Steine“. Oder will mir wer sagen, dass Nierensteine riesengroß sind? Ich liebe niedliche Sachen. Und romantische. Das Wort „Steinchen“ ist romantisch, „Stein“ dagegen nicht! Es gibt auch den „Stein der Hoffnung”. Das „romantische“ macht das Wort “Hoffnung”. Beides

zusammen ist ein „Smaragd“. Weil der grün ist. Grün ist bekanntlich die Farbe der Hoffnung. Smaragd gilt ebenso als der Stein der Weisheit und der Inspiration. Aber nicht nur der Smaragd gilt als Stein der Hoffnung. Mir ist der Smaragd sowieso zu schön, zu glatt. Vielleicht stört mich auch, dass er zu kostbar ist. Nein, nicht kostbar. Kostbar ist etwas anderes, er ist zu teuer. Das ist nicht romantisch. Zumindest nicht auf diese Art romantisch wie ich es mag.

Es gibt noch einen Stein, den man den “Stein der Hoffnung” nennt und zwar ist das eine Steingruppe aus Silikaten mit dem Namen „Olivin“. Ich nehme an der Name kommt von Oliven, da der Stein grün ist. Grün ist die Farbe der Hoffnung. Warum eigentlich? Wegen der grünen Blätter und Gräser im Frühling, die hoffen lassen auf saftiges Obst und nahrhaften Weizen. Im Christentum ist grün die Farbe der Auferstehung. In China ist es das Symbol für Leben, Frühling und Osten. Grün ist auch die Farbe des Islam. Der Prophet Mohammed kleidete sich bevorzugt grün. Aber das Symbol, die Farbe Grün, ist in der arabischen Welt jedoch noch älter als Mohammed. Der heilige Al-Chadir, der ”grüne Mann”, trank aus der “Quelle des Lebens” und sein Gewand wurde grün und er wurde unsterblich. (Was ist mit dem Ausdruck “grün vor Neid sein”? Aber ich denke das ist was anderes). Dieser Olivin ist auch nicht etwas was mir wirklich gefällt aber sehr interessant ist. Wenn ich mich schon mit Stein(chen) befasse, ist es nur recht, dass ich auch etwas mehr davon erfahre. Zum Beispiel las ich:

„Olivin ist das häufigste Silikat und gesteinsbildende Mineral und bildet den Hauptbestandteil des oberen Erdmantels.”

Nein, romantisch ist das nicht. Aber das:

”Die Indianer betrachten ihn als Stein des Lichtes, der aus erstarrter Sonnenstrahlung entstanden ist.”

Es gibt noch einen “Stein der Hoffnung”. Der ist allerdings nicht grün aber hoffen läßt er uns dennoch. Das ist der Stein in dem zur Hälfte, die Beine der Statue von Martin Luther King stecken, der erste Afroamerikaner auf Washington‘s Parademeile. Zwischen dem Lincoln und Jefferson Memorial. Thomas Jefferson, der Vater der US-Amerikanischen Verfassung, der trotz aller Freiheitsvisionen Sklaven besaß. Unter den trotzig verschränkten Armen der Statue steht: ”Aus dem Berg der Verzweiflung - ein Stein der Hoffnung”.

Der Goldtopas wird „der Stein des Glücks“ gennant. Es heißt, seine Strahlen verbinden uns mit der Kraft der Sonne und bringen freudige Lebendigkeit in unsere Leben.

Und dann bleibt der Diamant, der königlichste aller Steine. Da habe ich gelesen :“Doch sei hier jeder gewarnt, der für diesen Stein nicht reif genug ist und ihm aus unedlen Motiven trägt. Denn er wirft alle negativen Gedanken seines Trägers auf diesen zurück. Viele Überlieferungen erzählen, daß Menschen, die im Besitz eines größeren Diamanten waren, plötzlich und auf seltsame Weise den Tod fanden.“

Eigentlich besteht das Leben hauptsächlich aus diesen vielen “Sandkörnern”. Aus vielen, vielen kleinen Erlebnissen. Aus vielen, vielen

Momenten. So oft kommen die großen gar nicht vor. Zum Beispiel gab es so einen kleinen Moment mit meinen Lockenwicklern. (Ich kann die auch nicht lassen.)

Ich unterrichtete unsere Tochter sehr konsequent und mit Freude. Die "Schule" fing bei uns nicht um acht, sondern um neun Uhr an. Ein wenig "Künstlerfreiheit" (Lebenskünstler) musste sein. Sie kam jeden Morgen aus ihrer Kajüte in den "Klassenraum" (Salon, Küche, Schlafzimmer) mit ihrer Schultasche in der Hand (Es lohnte sich nicht sie am Rücken zu platzieren, es waren nur drei Meter Entfernung) und setzte sich mir gegenüber. Ich schaute ihre Aufgaben durch und die Stunde fing an. Ordnungshalber und auch aus Spaß ließen wir immer unseren alten Wecker klingeln, Punkt um fünf Minuten vor Neun. Vierzig Minuten später klingelte er wieder.

Eines Morgens schaute meine Tochter mir ernst in die Augen, nein, auf den Kopf, und sagte: „Aber Mama, eine Lehrerin sitzt nicht mit den Lockenwicklern am Kopf im Klassenzimmer." Ich erschien nie mehr mit Lockenwicklern am Kopf zum Unterricht!

Ja, es machte große Freude dem eigenen Kind in die Augen zu schauen und zu sehen wie es reagierte auf die verschiedenen Ereignisse, Tatsachen und Weisheiten die ich ihr vermittelte. Es war schön dem eigenen Kind die Augen zu öffnen! Wenn etwas besonders interessant war oder sie es so empfand, dann blieben wir mit dem Lernstoff stehen und diskutierten ihn. Zum Beispiel nahmen wir gerade in Geschichte die Türkeneroberung in Teilen Europas zwischen dem 15. und 19. Jahrhundert durch. Da kam der Begriff „Janitscharen" vor. Oh, da konnte ich ihr viel erzählen. Ich, aus dem Land kommend, in dem die Türken damals die etwa siebenjährigen, männlichen Kinder den Eltern wegnahmen, die aufgewecktesten und größten, die sie zu besonders brutalen Soldaten erzogen und dann in ihr Vaterland zurückschickten damit sie dann besonders brutal zu ihren Vätern und Müttern waren. (Wie böse und raffiniert kann der Mensch sein.) Da las ich meiner Tochter auch den Ausschnitt aus dem Buch des jugoslawischen Nobelpreisträgers, Schriftstellers Ivo Andric, vor: „Brücke über die Drina", wo diese Szenen beschrieben sind, wie die Mütter "*entgeistert"*, wie der Andric das ausgedrückte, *"mit vom Wind verwehten Haaren hinter der Kolonne mit den geraubten Kindern liefen und von den türkischen Reitern mit der Peitsche zurückgetrieben wurden."*

Ein befreundeter Schuldirektor aus Wien sagte mir den Satz:

„Weißt du, das ist wie mit einer Gießkanne und den Blumen. In der Schule „gießt" der Lehrer das Wissen auf die Kinder. Einen erwischt es und einen anderen nicht und man bemerkt nicht immer gleich welches Kind es "erwischt" hat und welches nicht. Welches Kind gleich begreift und welches nicht. Welches Kind past auf und welches nicht. Wenn du das konsequent machst mit dem Unterricht ist es viel wahrscheinlicher, dass das Kind alles begreift."

Ich machte es konsequent. Ich war wirklich bemüht sie alles zu lehren. Mein Mann war Englischlehrer, Deutschlehrer und "Schuldirektor" zugleich. Er kam hin und wieder (aus seinem Bett) und kontrollierte ihre Hausaufgaben, ihr

Wissen und meine Methoden. Etwa einmal in Jahr kam mein Schwiegervater und “kontrollierte” das Ganze. Er war der “Schulinspektor". Meine Tochter hatte richtige Angst vor diesen Inspektionen.

Sie lehrte mich auch etwas. Wir lachen heute noch darüber. Wir nahmen die Erdölversorgung durch die Erdölleitungen der Arabischen Emirate durch. Zwar, dass man diese Leitungen, durch die das Öl fließt, nicht „P i p e l i n e“ (bitte Deutsch lesen) sondern „P e i p l e i n“ (bitte auch Deutsch lesen) nannte. Peinlich, peinlich! Aber ich war auch nicht ihr Englischlehrer. Der lag mit einem Butterbrot in der einen Hand und einem Buch in der anderen und lachte sich kaputt.

Meine Unkenntnis der englischen Sprache ist eigentlich ihre Schuld. Aus zwei Gründen. Der erste ist, dass sie von meinem Mann (ihrem Englischlehrer) auch konsequent unterrichtet wurde und es sich zeigte, dass sie sprachlich genauso begabt war wie er. (Es geht auch nicht, dass sie ALLE guten Eigenschaften nur von mir hat). Wenn wir einkauften, egal in welchem Land, ausser in Jugoslawien, natürlich, sprach nur SIE. Ich stand nur daneben und übte mein dämliches Lächeln, das ich ohnehin schon sehr gut beherrschte. Bis heute. Der zweite Grund war, wenn ich mich doch einmal “traute” etwas auf Englisch zu sagen, schaute sie mich belustigt an und meinte, ich sage das so „russisch“! (Was hatte sie gegen Russen?) Als ob sie ein Oxford Englisch sprechen würde! Wo sie gerade mal sechs Stunden Unterricht hatte! Seitdem verstummte ich. Was das Englisch betraf. Hatte auch seine gute Seiten meine Englischunkenntnis. Nicht nur, dass man weniger Unsinn sprach, sondern weil ich mich in den anderen Länder bemühte die Landessprache zu erlernen. Da wurde ich immer bewundert. (Wer würde das nicht wollen?) Wenn du dich mit Englisch “bemühst”, bewundert dich kein Mensch. Eher belächelt man dich. Englisch kann doch jeder und das gut, dachte ich. Das stimmt gar nicht, nur die trauen sich, die haben auch nicht so eine “unerzogene” Göre neben sich wie ich. Dann das ewige “Please“? - ging mir auch auf die Nerven!

Also, hätte ich Englisch gesprochen, hätte ich keine Kenntnisse in anderen Sprachen. Denn Englisch spricht jeder und überall. Egal wie. Es gäbe es keine “Bewunderer”. Eben, sagte ich, alles hat seine Vorteile. Meine Tochter bewunderte mich aber nicht, zumindest nicht wegen meiner “anderen Sprachkenntnisse”. Spätestens dann nicht mehr nach der Sache mit der Milch.

Da verlangte ich einmal auf der Insel Paxos (so etwas vergißt man nicht so leicht) ganz stolz nach Milch in einem Laden, auf griechisch. Das ist doch einfach: Gala = Milch, Galaxie = Milchstrasse. Das kann doch jedes Kind. Es konnte nichts schief gehen! Dachte ich. Der “blöde” Verkäufer wollte mich aber partou nicht verstehen. Bis ich dann verzweifelt auf die danebenstehende “blöde” Milchflasche zeigte. “Ah,” strahlte der “Blödmann”: „Milk, Rhala?”, „Yes, Milk, please!” piepste das dämliche Kind hinter mir.

Blödes Kind! Ich sagte schön ordentlich, so wie es im Buch stand: “Gala”. Man sagt ja auch nicht “Rhalaxie”! Gut, das mit dem „G“ oder „RH“, verstehe ich noch. Es ist wirklich ein vollkommen anderer Buchstabe und wird anders

ausgesprochen. Aber mit dieser dämlichen (richtigen) Betonung ist es ein Kreuz. Im Griechischen. Die Griechen fingen auch schon an wie die Engländer, oder Gott behüte, die Amerikaner, mit ihrem ewigen, höflichen "Please" (parakalo)! Nur, das die (Griechen) nicht so höflich fragen wie die Engländer. ABER sie strahlen einem SO wunderbar an! Ich liiiebe die Griechen! Ich mochte auch die Türken, aber nicht so sehr wie die Griechen. Die Türken strahlen einem auch an. Das stimmt! Nicht nur die europäischen, blonden Weiber, wie man vielleicht glaubt. Sie sind wirklich freundlich, zu JEDEM. Immer und sofort. Die Griechen nicht sofort. Die sind zurückhaltendender. Oder nein, das sind die Engländer. Die Griechen haben es sonst nicht notwendig irgendetwas zurückzuhalten. Nur in diesen ersten Moment wollen die nicht zudringlich sein, die warten instinktiv auf die „Strahlen" von anderen, um dann noch leuchtender „zurück zu strahlen". Sie haben unglaublich feinen „Antennen" was der ehrliche Freundlichkeit betrift. Sie bemühen sich nicht, bei dennen ist das spontan, wie alles Andere. Sie sind entspannt. Das ist das entspannteste Volk der Welt. Alles ist auf seinem Platz bei denen. So wie ihre Statuen. Beständig, schön, erhaben und stolz. Sie sind sich dessen gar nicht bewusst. Das ist eben so. Sie wunderen sich nur, dass andere Menschen nicht so sind. Sie prahlen nicht, mit nichts. Sie sind nur sehr stolz auf ihr schönes Land. Ich hörte einmal eine schöne Geschichte:

"Der liebe Gott verteilte das Land an die Völker. Jedes Volk bekam irgendwo sein Stück Land. Nur die Griechen kamen zu spät. Wie immer. Nichts war mehr da. Dann sah Gott ihr liebes Lächeln, gar nicht fordernd, gar nicht böse. Da erinnerte er sich, dass er für seinen Ruhestand die schönste Ecke überhaupt, übergelassen hatte. Die wunderschönen, grünen Inseln, umrandet mit türkisblauem Meer, mit einem milden, angenehmen Klima, mit Olivenhainen und Orangenbäumen inmitten blühender Blumen. Die gab er dann den Griechen."

Der großartiger Kreter Schriftschteller Nikos Kazantzakis hat geschrieben: *Diese kretische Landschaft glich einer guten Prosa: klar durchdacht, nüchtern, frei von Überladenheiten, kräftig und verhalten. Aber zwischen den herben Linien dieser kretischen Landschaft entdeckte man eine Empfindsamkeit und Zartheit, die keiner vermutet hätte – in den windgeschützten Schluchten dufteten die Zitronen- und Orangenbäume, und in der Ferne ergoss sich aus dem endlosen Meere eine grenzenlose Poesie.*

Ich würde sagen, so wie die Menschen dort selbst.

Krise (finanzielle) hin oder her. Die Griechen sitzen fest in ihrer Mitte. In ihrer eigenen. Und das seit paar Tausend Jahren schon – das Urvolk. Nein, die sitzen nicht in der Krise, die sitzen in Kafeneions. Und leben. Leben lange. Ich sah noch nirgends so viele alte Männer auf der Straße laufen, sitzen froh und munter ihren „Cafe Frappe" schlürfend, als in Griechenland. Bei uns, in den

mitteleuropäischen Ländern, sieht man hauptsächlich alte Frauen mit Blumen in den Hand, unterwegs zum Friedhof.

Nur, das mit der Betonung der Wörter. Das ist der einzige „Makel“ den ich bei den Griechen endeckte. Anders bei den Türken. Bei denen ist Betonung der Wörter egel. Darum lernte sogar ich recht rasch ihre Sprache. Aber sonst, betonen sie schon vieles, die Türken. Vor allem ihre Männlichkeit. Die sind die bessten. Welche (männliche) Volk glaubt das nicht von sich? Stimmt gar nicht. Die Griechen sind die Besseren! Laut Statistik. Vielleicht, weil die GAR nichts betonen MÜSSEN! (Ausser Wörter).

Ja, die Türken. Freundlich sind sie sehr. Hilfsbereit auch. Nur die sind unter ewigem Druck. (Ein Ausgleich, wie lange unterdrückten sie die anderen?) Vor allem ihr „Allah“ unterdrückt sie. Der mit seinen Ansichten und Gesetzen. Und vor allem sie befolgen sie auch! Die nähmen das ernst. Nicht so wie bei uns. Zum Beispiel, kein Schweinefleisch zu essen. Die Türken essen das wirklich nicht. Gut, ich esse auch keine Ameisen und Känguruh-Hoden. Ist nicht mein Geschmack. Eben, Geschmackssache. Sie haben auch mehr Schafe als Schweine dort in ihren Bergen. Sie mögen auch Schaffleisch lieber. Anders ist das mit dem Alkoholverbot. Das hat nichts mit dem Geschmack zu tun. Die Türken trinken keinen Alkohol weil im Koran schwarz auf weiß steht: „Du sollst auf dieser Erde keinen Alkohol trinken!” Und was machen sie? Ich kannte reiche Türken die sich öfters ins Flugzeug setzten und über den Wolken Whiskey tranken bis zum Umfallen. Die weniger Reichen legen sich auf eine Hängematte, die sie zwischen zwei Bäume spannen, in jeder Hand eine Flasche Raki! Komisch, dass ich nie einen Baumkletterer sah mit zumindest einer Flasche Bier in der Hand. Natürlich sind das die Einzelfälle. Meisten Türken trinken wirklich kein Alkohol. Es ist so schön auf ihren Hochzeiten zu beobachten, wie die lustig, fröhlich und fast ausgelassen sind mit nur Mineralwasser Glass in ihren Hand.

Dann ist da noch eine heikle Sache, die Sache mit dem Sex. Warum sind die Türken so versessen auf europäische Frauen? Weil sie meinen, dass die leichter zu bekommen wären? Zum Unterschied zu ihren eigenen? Aber wenn sie sich so sicher sind mit ihren Frauen, warum dann dieses ewige Misstrauen? Warum verstecken sie ihre Frauen? Warum verstecken sie ihre Gesichter? Gut, dass die anderen Männer nicht in Versuchung kommen. Vielleicht?

Eigentlich kann ich nicht viel über die vermummte Frauenwelt in den arabischen Ländern sagen. Ich war nicht dort. Aber in der Türkei war ich. Lange. Sieben Jahre. Im westlichen Teil. An der Ägäisküste. In der Nähe von der schönen drei Millionen Stadt Izmir - Smyrna. Schön und modern. Mit modern angezogenen Frauen in Miniröcken, meistens kunstvoll geschminkt, so wie du und ich. Besser gesagt - ich. Ich dachte, dass sie wirklich so sind wie wir. Oh nein!

Mein Mann und ich hatten gute Freunde dort. Ein junges Ehepaar mit zwei kleinen Kindern. Ein Junge und ein Mädchen. So etwa in dem Alter von unseren zwei jüngeren Töchtern. (Die ich sozusagen “unterwegs” bekam. Etwa mit vierzig Jahren. Ich machte die Sache wieder mal gut, da mein Mann noch mehr

Kinder haben wollte. Wir zogen los, segelten los mit einem Kind und unterwegs "vermehrten" wir uns. Dabei mochte ich überhaupt keinen dieser dummen, geistlosen Witze, die ich dann oft zu hören bekam: „Ihr hattet auch genügend Zeit!" Als ob das eine Angelegenheit von Zeit wäre? Und nicht eine riiiesige Entscheidung, einen riiiesigen Schritt, einfach eine riiiiesige Sache!)

Wir und unsere Kinder fanden wunderbare Freunde in dieser Familie. Wir verstanden uns sehr gut und sprachen viel miteinander. Die junge Frau war eine besonders interessante Person. Sie sprach außer türkisch auch perfekt Englisch, Französisch und Deutsch. Deutsch, weil sie viele Jahre ein deutsches Kindermädchen hatte; Englisch, weil sie in England studierte und Französisch, weil ihre Mutter samt ihren Eltern und zwei Schwestern aus der Türkei nach Frankreich flüchten mussten, und sie wurde dort geboren und verbrach ihre Kindheit dort. Geflüchtet haben die im Jahr 1923. Am 1. November 1922 endete nach 622 Jahren das Osmanische Reich. Der Vater ihrer Mutter war Mehmed VI. Osman. Der letzte Sultan des Osmanischen Reiches. Somit war sie die Enkelin des letzten türkischen Sultans. Diese wunderschöne, gebildete, junge Frau fand mich besonders interessant. Immer wenn wir vier uns unterhielten, schaute sie nur mich an. In meine Augen. Gut, ich bin wohl interessant, das wusste ich schon immer. Aber nicht im diesem Fall. Egal, wie und wo sie aufgewachsen ist, sie bleibt eine Moslemin. Und eine Moslemin darf NIEMALS einem anderen Mann in die Augen schauen, außer ihrem eigenen und ihrem Vater.

43. STEINCHEN *(Pi-Rattenschiff)*

Haben Sie schon einmal gesehen wie sich ein Hügel bewegt? Ich schon!

Wir waren in „bella Italia". Irgendwo im Süden. Da ist sie bella (schön), nur von vorne. Wir fuhren aber hinten vorbei. Hinter die Ortschaften. Eigentlich hinten, unten. Man hat das Land nicht neben sich auf der gleichen Ebene. Obwohl die Orte nicht auf den Bergen liegen. Von vorne waren die eben, eben. Aber nicht von hinten.

Dort ist überhaupt alles anders - von vorne! Die am tollsten gestylten Italiener zwingen sich mit ihrer gesamten, zahlreichen Familie in kleinste, ungestylte Wohnungen. Und erst die "Schiffskapitäne" mit ihren "Paradeuniformen", die aussehn wie Admiräle selbst (bei denen schauen auch die Verkehrspolizisten so aus), die mit ihren winzigen, vergammelten "Yachten" in noblen Yachtclubs liegen und an ihren Cappuccinos nippen! Dann gibt es auch noch welche aus dem "alten (vermoderten) Geschlecht", die tatsächlich noch ihre vermoderten Palazzos haben. Die schauen auf uns "Plebejer" aus dem

“frischen Geschlecht” mit unseren frisch bemalten, kuscheligen und kleinen Wohnungen, von (sehr) oben herab. Sie sind überhaupt Weltmeister im “Von-oben- herabschauen“, und das nicht nur beim Fußball. (Naja, immerhin vier Mal wurden sie Weltmeister.) In die Küche eines noblen „Ristorante“ zu gehen, würde ich niemanden raten.

Also, ich weiß nicht warum das Meer unten und die Orte oben sind, wenn sie von vorne nicht unten sind? Man fährt die italienische Adriaküste entlang und sieht nur total verfallene, hintere Mauern von Häusern die scheinbar verwachsen zu sein scheinen mit sandigen, dunklen, hohen Felsen.

In so eine triste Gegend liefen wir (von hinten) in einen kleinen Hafen ein. Es war noch nicht dunkel. Wir hatten vor da zu übernachten. Was wir auch taten. Kein Mensch weit und breit. Nur eine viereckige Mole und viel Abfall. Irgendwann erhob sich ein Mensch aus diesem Abfall, der dort was weiß ich was, gesucht hatte. Nicht gut gestylt. Er kam zu unserem Schiff, wir begrüßten ihn mit einem schüchternen „buon Giorno“, er sagte ohne Schüchternheit „guten Tag“! Er sprach Deutsch. Wir fragten ihn wo man hier etwas zu essen kaufen könnte, da wir nichts mehr hatten (außer einer Unmenge von jugoslawischen Konserven, italienischen Hühnereiern, schwedischem Knäckebrot und österreichischer Pulvermilch. Was er aber nicht wusste.) Vor allem würden wir Brot und Milch brauchen für das Kind. Er sagte, dass man hier nichts kaufen konnte und außerdem würde es bald dunkel und er würde uns nicht raten vom Schiff zu gehen.

Na super! Italienische Mafia! Warum mussten wir auch den Süden Italiens befahren? Das weiß doch jedes Kind, (was Kinder nicht alles wissen?) dass es hier von Mafiosi‘s nur so wimmelt! Er wünschte uns eine gute Nacht. Wir ihm auch!

Mein Mann verschloss alle Öffnungen und wir schauten durch die Fenster hinaus und erwarteten ein paar kleinwüchsige Mafiosi mit einer großwüchsigen Kalaschnikov in der Hand. Die Sicht war noch gut, es dunkelte gerade erst, als wir auf einmal sahen wie sich der Hügel rechts von uns bewegte. Wir rieben uns die Augen, aber er bewegte sich weiter. Nein, nicht der Hügel bewegte sich, sondern etwa eine Million Ratten die den Hügel vollkommen bedeckten.

Es kam die Nacht und wir legten uns in unsere Betten. Wir hörten das leise Rauschen der Wellen, vermischt mit einem regelmäßigen, feinen Tapsen. Das Rauschen der Wellen war eindeutig außerhalb des Schiffes. Das Tapsen aber war AUF dem Schiff. Ich setzte mich in meinem Bett auf und schaute durch das Fenster in ein paar kleine, runde Augenpaare. Die sahen mich und hörten auf zu tapsen. Wir fixierten uns gegenseitig, die Ratten und ich!

Als es hell wurde waren wir gerade im Begriff den “lebenden” Hafen zu verlassen (mein Mann warf seine ganzen Schlafgewohnheiten über den Haufen) und machten, dass wir so schnell wie möglich von diesem Ort wegkamen. Da sahen wir unsere vorabendliche Bekanntschaft, händewinkend und “Hallo” rufend zu unserem Schiff laufen. Er überreichte uns eine Tüte und wir legten ab. Er winkte uns noch lange nach.

In der Tüte war ein großes Bauernbrot und eine CocaCola Flasche mit Milch gefüllt!

44. STEINCHEN *(Kismet)*

Ich liebe Zufälle! Ich liebe das Leben! Das ganze Leben besteht aus Zufällen. Manche nennen es Schicksal. „Kismet“ sagen die Türken. Schönes Wort - Kismet!

Ich las ein Buch von Mark Twain, das heißt “Geheimnisvoller Fremder”. Da war ich noch sehr jung und dadurch hatte mich dieses Buch und die Faszination die es auf mich ausübte, durch mein ganzes Leben begleitet. Es handelte genau von diesen Zufällen die vorbestimmt waren. Klar, es waren dann keine Zufälle mehr. Ich mache meine Handlung zufällig aber ob das von “oben” bestimmt ist, weiß ich nicht. Was ist, wenn ich mich für etwas anderes entschieden hätte? Ich weiß, das wäre dann auch vorbestimmt. In Wirklichkeit halte ich das alles für einen Unsinn. Es ist so, wie es ist! Trotzdem denke ich fast tagtäglich an dieses Buch. Egal, was ich im Begriff zu tun bin. Mark Twain meinte, es sind unzählige, viele Wege die für einen Menschen vorgesehen sind. Der Mensch bleibt aber nur auf einem. Dem kann er nicht entrinnen. Schicksal, Kismet! Gut, und wofür zum Teufel, sind die anderen Wege überhaupt da? Wenn ich von meinen “unzähligen” Wegen nur diesen einen gehen kann? Er meinte, irgendetwas, irgendwer von oben oder von sonst irgendwo, kann da einschreiten. (Wie? Warum?) Das mit diesem “irgend-” ist auch so eine Sache.

Immer dieses “irgend-”! Irgendwie ist das unbestimmt, unsicher, nicht endgültig, man will sich nicht festlegen oder man ist feige oder im bestem Fall, unwissend.

Das „von oben”, manche nennen es Gott, manche Engel.

Bei Mark Twain, schritt ein so geheimnisvoller Fremder ein. Zum Beispiel, du schläfst, dein Fenster ist offen, Gott lässt es regnen und kalt werden, dein Schutzengel weckt dich, passt eben auf dich auf und lässt dich das Fenster schließen damit du dich nicht verkühlst. Und ZACK - bist du auf einem anderen Weg! Auf dem vorigen war es nicht vorgesehen, dass du in diesem Moment aufstehst. Das Ganze veranstaltete der geheimnisvolle Fremde, weil er sah (er kann das), dass dich auf deinem jetzigen Weg, nichts gutes erwartet . Er gleiste dich einfach mit der Hilfe Gottes und den Engeln, um. Danke!

So denke ich immer, wenn ich etwas tue. Ist das jetzt dieser Weg oder der andere? Hätte ich das so gemacht, dann wäre.....? Ach, was soll’s? Hätte ich, hätte ich.....!

Auf jeden Fall, hätten wir unser Schiff nicht beschädigt und nicht den kleinen, jugoslawischen Zigeuner geholt damit er es wieder zusammenschweißte und hätte der nicht, in seiner, für Zigeuner typischen direkten, unverblümten Art zu mir gesagt: ”Du bist so eine gesunde, schöne,

junge Frau, schämst du dich nicht, dass du nur ein Kind hast?" dann hätte ich keinen Grund gehabt die Antibabypille abzusetzen. Das war's!

Wir lernten unterwegs drei sehr nette wiener Ehepaare kennen. Jeder mit seinem eigenen Schiff. Wir ankerten gemeinsam in einer Bucht mit ein paar anderen Schiffen, mit Sicherheitsabstand von einem zum anderen. Wäre ich nicht fröhlich zu denen hingeschwommen und hätte ihnen nicht ein fröhliches „Hallo" zugerufen, dann hätten wir sie nie kennengelernt! Wir fuhren dann gemeinsam weiter, in einem Konvoi. „Armada" heißt das auf See, glaube ich. Nein, heißt es nicht. „Armada" ist nur eine Bezeichnung für eine berühmte, spanische Schiffsflotte, die gegen die Engländer gezogen ist im 16. Jahrhundert. (Schade, ein schönes Wort „Armada".) Also, wie in einem Schiffskonvoi. Einem kleinen.

Ende des Sommers fuhren die drei Ehepaare wieder zurück nach Wien. Die waren nicht so abgehärtet wie wir, eben Rentner und wollten den Winter in ihren warmen, kuscheligen Wohnungen verbringen. Wir verabredeten uns für das nächste Jahr im Frühling, uns wieder in dieser Bucht zu treffen wo wir uns kennenlernten.

Der Winter verging, wir froren auf unserem Schiff fröhlich vor uns hin, bis wir beschlossen hatten, in einer Marina zu bleiben wo es Stromanschluss und vor allem, Wasseranschluss gab. Das Schiff war klein und mit einem Elektroheizer würde es bei uns auch kuschelig sein. Die Schulklassen sind auch immer beheizt, normalerweise. Wie gesagt, der Frühling kam und wir machten uns auf den Weg zu unserem Treffpunkt in die kleine Bucht. Wir telefonierten vorher ein paar Mal mit unseren neuen Freunden aus Wien, was meistens stundenlanges Warten in einer engen, unfreundlichen, jugoslawischen Dorfpost bedeutete. Sie fragten uns auch, so wie sich das gehörte, ob wir aus Wien etwas brauchten. Ja, außer den köstlichen Tiroler Knödel von "Knorr", auch meine Antibabypille!

Wir ankerten wieder in der selben Bucht, wieder mehrere Boote verstreut in sicheren Sicherheitsabständen, wieder ich, aber nicht vorbei geschwommen (es war noch nicht Sommer), vorbei gerudert, wieder ein fröhliches „Hallo", wieder neue Freunde und gemeinsame, nette Abende mit Spaghetti, meistens auf unserem Boot. Wir hielten täglich Ausschau nach unseren Freunden. Auf See ist das mit der Zeit sehr unbestimmt, man kam, wenn man kam. Ich hing gerade meine Wäsche an der Leine auf, da sah ich den kleinen Schiffskonvoi am Horizont, sich langsam nähernd. Ich fing an vor Freude zu kreischen, was die von den anderen Schiffen hörten, denn der Abstand zwischen uns war nicht mehr so groß. Alle kamen an Deck. Das erste Schiff, das sich uns näherte, gehörte Leo. Leo sah mich und schrie:

"Veeeesnaaaaa....., ich habe deine Pille mit!"

Ich schrie zurück:

"Leeeoooooo....., daaankeeee, aber es ist ZU SPÄT"!

Gelächter, in der ganzen Bucht.

Er konnte nicht wissen, dass ich in der Zwischenzeit mein "ernstes Gespräch" mit dem kleinen, jugoslawischen Zigeuner hatte!

45. STEINCHEN *(Projekt genannt „Moana“)*

Warum wollte ich keine Kinder mehr haben? So genau kann ich das nicht sagen. Ich hatte keine besonderen Gründe dafür. Außer vielleicht, dass ich mir nicht vorstellen konnte, NOCH jemanden SO zu lieben, wie eben dieses mein Kind. Als würden die anderen Mütter nicht ALLE ihre Kinder lieben? Aber man kann sich einfach manche Sachen nicht vorstellen. Das war übrigens auch der einzige nicht egoistische Grund. Vielleicht hatte ich keine besonderen Gründe dafür, aber irgendwelche waren schon da. Die ganze Schwangerschaft, die Geburt und dann das Stillen – pfff, DAS war unangenehm. Es gab damals auch noch keine „Pampers“.

Übrigens, ich nänne die Pampers “die Erfindung des Jahrhunderts“. Ich, die noch Stoffwindeln auskochte. Dann erst das Ausleeren derselbigen. Ich glaube, ich bekam nur darum meine zwei späten Kinder, mit vierzig Jahren (alle Achtung!), damit ich noch in den Genuss von Pampers komme! (O.k. o.k. ein wenig Spass muß sein!)

Wenn ich schon bei solch kolossalen Erfindungen bin, reihe ich auch die Strumpfhose in diese Kategorie ein. Mein Gott, war das lästig mit diesem “sexy” Strumpfhalter! Und erst die Kälte, die sich da immer einschlich! Dann das verutschen von dennen. Dabei erfand man die Strumpfhose schon vor zwei hundert Jahren! Die Bartänzerinnen trugen sie. Allerdings nicht wegen der Kälte. Im Gegenteil. Die waren meist zerlöchert. Ich meine mit so einem raffinierten Netzmuster versehen. Den Zuschauern wurde es heiß. Den männlichen.

Ja, die Bartänzerinnen! Das sind die, die wir, angeblich anständigen Frauen, unanständig nännen weil sie auf “unanständige” Weise ihre Lebensunterhalt hart verdienen. Ganz so hart auch wieder nicht, wie manche von uns “Anständigen”, die ihren Körper Jahrzehnte an einen ungeliebten Versorger (oft Ehemann genannt) verkaufen.

Ich habe mich jetzt weit vom Thema entfernt, denn ich mag nicht meine schlechten Eigenschaften (Gründe) ans Tageslicht bringen. (Wer mag das schon?) Ich wusste auch, logischerweise, von unseren Abenteuerplänen und mit NUR einem Kind war das schon einfacher. Ich wollte doch nicht eine ganze Klasse unterrichten! Dann die netten (geplanten) Abende bei einem Glas oder zwei, Veltliner oder Rezina. Mit einem Kind ist das schon ausführbarer. Irgendwann schlief dieses eine Kind (einsam) ein, in seiner Kajüte oder auf zwei zusammengeschobenen Ristorante Sesseln, schön zugedeckt mit Jacken von freundlichen Männern. Ich konnte doch nicht so viele Sesseln aus dem überfüllten Ristorante in Beschlag nehmen!

Oh ja, für mich war das einfacher. Für das Kind, das ich so liebe und für das ich alles geben würde? Ich hätte ihm lieber einen Spielkameraden geben sollen! Gerade bei dieser Lebensweise. Kein Kind weit und breit. Von wo auch?

Bei diesen zwar “junggebliebenen” Rentnern, aber SO junggeblieben waren sie auch wieder nicht, mit Kindern war da nichts mehr.

Dann gab ich ihr doch etwas. Zwei Schwesterchen. Zuerst natürlich eines und dann noch eines. Ein befreundeter Arzt fragte mich, warum ich ihm das nicht gleich sagte, dass ich noch zwei Kinder haben möchte, er hätte mir einfach Hormone gegeben, und ich hätte Zwilinge bekommen. Ob das das Wahre wäre? Weiß ich nicht! Außerdem, wusste ich doch nicht gleich, dass ich mir noch ein Mädchen wünschte. (Ja, Mädchen! Ich wünschte mir immer nur Mädchen. Mein Mann übrigens auch, was ihm natürlich kein Mensch glaubte. Besonders bei meiner letzten Schwangerschaft, also wirklich, kein Mensch - wir waren nämlich zu dieser Zeit in der Türkei!)

Unserer ersten, älteren Tochter gab ich damit zwei Schwesterchen und denen gab ich noch eine “Mutter” dazu. (Sie war zu dieser Zeit vierzehn bzw. sechzehn Jahre alt.) Ich muss gestehen, das war praktisch! Für mich!

Aber so weit war die Sache noch nicht. Zuerst saßen wir wieder gemeinsam bei meinen Spaghetti und einem Glas dalmatinischen Dingac, einem ausgezeichneten dalmatinischen Rotwein, (ich nicht), eng aneinandergepresst (es waren schon mehrere Crews dabei) und dachten angestrengt über einen Namen für das zu erwartende Mädchen nach. Nicht ein einziges Mal (bei keinem der drei Kinder) dachten wir über einen Bubennamen nach. Natürlich wussten wir nicht was es werden würde. Kein Ultraschall, kein Arzt, keine Schwangerschaftsgymnastik, rein gaaar nichts. Nur Sonne, Mond, Wellen und wir und ein paar Freunde, zeitweise.

Ich bin auch strikt dagegen, dass man im Voraus schon weiss was es wird, das Kindchen, das noch nicht geboren ist! Erstens, DIESE Erwartung, DIESE Aufregung! DIESE freudige Erwartung WAS es wird, lässt dich fast vergessen WIE elend dir in diesen Momenten ist. Dann, finde ich es einfach unfair gegenüber ALLEN Frauen die seit so vielen Jahrtausenden es auch nicht im Voraus wussten.

Also, ein Mädchenname musste her! Ich glaube, dass es allen Menschen großen Spaß macht, über Namen nachzudenken. Ja, meistens sind das dann doch die Eltern, die Mütter vor allem (haben sie sich auch verdient) die den Namen aussuchen. Trotzdem hofft jeder, dass gerade seine Namenswahl ausgesucht wird, auf die das Kindchen getauft wird. Um dann vielleicht als Taufpate dabei sein zu können. Es kamen alle möglichen Vorschläge. Ich fand drei Vorschläge am interessantesten.

Zuerst bohrte mein Mann “Löcher” in die Luft, so angestrengt hatte er sich. Durch so ein “Loch” erblickte er eine Dose mit Körperspray vor sich auf dem Tisch stehend. Da stand ”Limara” und es war wie eine Erleuchtung für ihm. Er schrie: ”Tamara”! Nein, es wurde keine Tamara. Unsere Tochter drückte ihre Nichtbegeisterung so aus: ”Das ist doch russisch!” Was hatte sie gegen Russen? Einer sagte dann, wenn schon russisch, dann – Svetlana! Ja, es klang schön, besonders für mich. Ich verstehe das, es bedeutet „die Erleuchtete“. Es bedeutet nicht nur „erleuchtet“ sondern so heißt Licht auch auf Russisch UND

Jugoslawisch. Wir verstähen uns, die Russen und die Jugoslawen! Aber nicht immer! „Svetlo“ heißt Licht. Schön! Aber nein, Stalins Tochter hieß Svetlana. Gut, dafür konnte sie nichts, weder für ihren Namen noch für ihren Vater. Aber trotzdem. Wir hatten schon eine Tochter mit einem russischen Namen. (Ahaaa! Vielleicht DARUM mag sie Russen nicht?) Sie mochte aber ihren Namen. Ich auch. Sie heißt „Larissa“. Nicht nach “Lara’s Theme” aus ”Doktor Schiwago”, ganz bestimmt nicht! Ich weiß, dass das verdächtig klingt. Aber hätte mir der Monsieur Sharif etwas bedeutet, hätte ich ihr diesen Namen niemals gegeben!

Später in Griechenland, da mochte man ihren Namen. Klar, eine ihrer schönen Städte heißt Larissa. Nur liegt die Betonung auf dem ersten “a” und nicht auf dem letzten. Ach, diese Griechen! Sonst wissen sie nicht wie sie wirklich heißt und womöglich verwechseln sie sie mit Maria! Es könnte ähnlich klingen denn es kommt auf die Betonung an! Jede zweite Frau heißt in Griechenland Maria, übrigens. Wirklich! Wenn sie eine Frau rufen möchten und ihren Namen nicht kennen und nicht höchst unhöflich „eh, du” sagen wollen, brauchen sie nur ”Maria” zu rufen. Sie dreht sich garantiert um.

Dann kam noch der Franz mit seinem Vorschlag. Er meinte, man soll da nicht “spinnen” sondern dem Kind einen “normalen” Namen geben, dass es sich nicht irgendwann schämen musste. Sein Vorschlag war – Renate! Dann kam ich an die Reihe! Wir hatten immer viele Bücher mit. Auf dem kleinen Schiff gibt es für‘s Leben “unverzichtbare” Gegenstände. Es sind viele! Glaubt man.

Ich erblickte ein Buch. Hätten wir dieses Buch nicht mitgenommen (so wichtig war es gar nicht) hätte unsere zweite Tochter nicht „MOANA“ geheißen! Es klang so schön! So schön wie die Bedeutung dieses Wortes. In der polynesischen Sprache bedeutet es „MEER – MOANA“. Es hat noch mehrere Bedeutungen, sowie fast alle Wörter in der polynesischen Sprache. Am Buchumschlag stand in großen Buchstaben geschrieben: „MOANA“ und etwas kleiner darunter „IN DEN TIEFEN DES MEERES“. Kann es etwas Schöneres und dann noch Passenderes geben?

Unsere Moana LIIIEBT ihren Namen! (Ob sie den Namen „Renate“ auch geliebt hätte?)

46. STEINCHEN *(Was haben Moana und Atatürk gemeinsam?)*

Irgendwann im Oktober machten wir ein “Sprung” nach Wien. Am 10. November kam Moana auf die Welt.

Später feierten wir in der Türkei ihre Geburtstage. Aber an diesem Tag feiert dort keiner. Außer wir, es ist auch der Geburtstag unserer Tochter. Die Türken trauern am diesem Tag. Heute auch noch. So ganz offiziell. Es ist sogar verboten an diesem Tag Alkohol auszuschenken. (Wie schon erwöhnt die Türken trinken ohnehin nicht viel Alkohol. Außer ein paar "Hängemattenschaukler".) Die Türken trauern um Kemal Pasa "Atatürk" - „Der Vater der Türken", der an diesem Tag starb. An Leberzirrhose. Ausnahmen gibt es immer. (Vielleicht ist es darum verboten Alkohol zu trinken an diesem Tag?) Die haben aber auch allen Grund zu trauern. (Das mit dem Alkohol ist seine Sache. Manche "Größen" wären nicht groß geworden ohne Alkohol.) Als er noch ganz jung war, sagte er einmal, dass er, wenn er einmal an die Macht käme, von Grund auf alles verändern würde. Das tat er dann auch tatsächlich. Alles zum Besseren und Moderneren. Vielleicht deshalb, weil er im damals zwar türkischem, aber hauptsächlich von Griechen bewohnten Thessaloniki geboren wurde und dort aufwuchs. Die Griechen halten nämlich nicht viel von Schleiern die das weibliche Gesicht versteckt. Liefen doch ihre reizenden Göttinnen halbnackt durch die Gegend. Die Sache mit der Frauenemanzipation ist am populärsten. Angefangen beim Schleierverbot. Aber es ist nicht ohne Bedeutung, dass er zum Beispiel das metrische System eingeführte. Dann die Umstellung von der islamischen Zeitrechnung auf den Gregorianischen Kalender und die Umstellung von der arabischen Schrift auf die lateinische.

Also, der Mann war gut, der Begründer der modernen Türkei, der „Vater der Türken" . Er war auch der erste Präsident nach dem osmanischen Reich. Gut, die Eltern meiner Freundin mussten aus der Türkei flüchten deswegen. Des einen Freud, des anderen Leid.

Aus meine "guten" Gründe nur ein Kind zu haben wurde nichts. Und jetzt schon wieder nur ein kleines Kind zu haben? Ich überlegte mir das gründlich. Sollte ich schon wieder denselben Fehler machen? Wieder nur ein Kind? (Unsere große Tochter und zukünftige Schwester war eher wie eine zweite Mutter.) Ein Kind das wieder alleine spielte und nur die "Klugheiten" der Erwachsenen hörte? Gut, im Sommer gab es schon andere Kinder. Sie befreundete sich auch schnell mit ihnen, egal in welchem Land wir waren oder welche Sprache sie sprachen. Nur, es ging ihr so wie mir, damals in meiner Kindheit, immer traurige Abschiede. Also, kurz und gut, ich entschied mich wieder ein Mädchen zu bekommen. Und ich bekam noch eines!

47. STEINCHEN *(Donna wird ausgebrütet)*

Es ist aber fast schief gelaufen, mit unserer dritten Tochter.

Wir waren in der Türkei, am Meer, im Sommer. Ich war im vierten Monat schwanger. Fit, wie immer. So fit, dass ich ohne nachzudenken einen Kopfsprung ins kühle Wasser wagte. Das konnte ich gut. So mit richtig gestrecktem Körper. Das tat gut. Naja, das kleine Ziehen in der Bauchgegend kann vorkommen. Sollte aber nicht!

Wir hatten gerade einen befreundeten Arzt mit seiner Frau zu Besuch. (den "Mehrkindermacher") Wir gingen aus. Zum Essen. Ich machte mich hübsch (wie immer) und zog dem Sommer zur Ehre eine weiße Hose an. Es war schon Abend, aber immer noch recht warm. Da bemerkte ich auch nicht gleich, dass es im meinen Schenkelbereich auf einmal noch wärmer wurde. Bis ich hinunter sah. Das war ein Schock! Ich verabschiedete mich innerlich von unserer dritten Tochter. Die Hose war bis zu Hälfte rot. Schnell zurück zum Schiff, wo mich unser Freund gleich untersuchte. Und - der Muttermund war zu!

Das ist das Wichtigste. Nur, ich werde die restlichen Monate der Schwangerschaft ruhen müssen! Ja, ruhen, sagte er. Das sagten viele. Ärzte, Freunde, Hebamme, mein Mann, eben alle. Aber nur einer erklärte mir was das wirklich bedeutet, das Ruhen. Der türkische Arzt nämlich, den wir am nächsten Tag holten und der das Leben meiner dritten Tochter rettete, die ich mir so wünschte!

Zuerst gab es sehr lustige Untersuchung seitens des jungen, türkischen Frauenarztes. Ich lag auf meinem Bett, natürlich nicht zugedeckt da es sehr warm war. Besonders warm in einem Schiff aus Stahl. Ich hatte mein züchtiges, nettes Nachthemdchen an. Wir begrüßten uns, er setzte sich auf den Bettrand und ich wartete auf die Untersuchung. Er saß, ich wartete - und nichts passierte. Doch, er untersuchte nicht mich, sondern mit seinen Augen das ganze Schiffsinnere. Bis seine Augen aufleuchteten als er am Bett meines Mannes etwas entdeckte - eine Decke! Eine ganz schlichte. (Was gibt es da zu leuchten, dachte ich)? Er nahm die Decke, deckte mich ganz zu bis unters Kinn. Dann, vorsichtig, schob er die Decke hoch, angefangen bei meinen Zehen hinauf bis zur Untersuchungsstelle. So war es auch in Zukunft. Nur, immer wenn er kam, deckte ich mich vorher schon selber zu. Ja, sagte er, ruhen. Vierzehn Tage lang.

Ach, das werde ich schon aushalten, was waren schon vierzehn Tage in denen man nicht auf die Toilette gehen durfte, die eigentlich nur drei Meter von mir entfernt war! Aber da ich mich nicht einmal aufsetzen durfte, waren die drei Meter für mich wie eine Atlantiküberquerung. Das war natürlich das Unangenehmste, das mit der Schüssel. Das mit “mich- nicht-einmal-aufsetzen-dürfen” war nichts dagegen. Zähne putzen, so schräg auf einem Ellbogen aufgestützt, das gleiche beim Essen und Trinken. Schminken kann man sich auch im Liegen. Auch lesen. Das sowieso. Einfach nur nicht den Oberkörper in eine vertikale Position bringen.

So ging das vierzehn Tage lang. Am vierzehnten Tag stand ich ganz vorsichtig auf. Der erste Gang war zur Toilette. Der zweite zur kleinen Cafeteria ganz in der Nähe, innerhalb der Marina. Nicht lang. In dieser Nacht wurde es wieder irgendwie warm an meinen Schenkeln. Was soll ich sagen? Wieder Arzt, wieder Decke, wieder Schüssel, wieder vierzehn Tage keine aufrechte Position. Es vergingen wieder vierzehn Tage. Dieses Mal keine Cafeteria, nur der Gang zu Toilette und im Sitzen essen. Und nachts wieder das gleiche. Wie ein „Deja vu“. Dann sah ich ein, dass die Lage ernst war. In Wirklicheit sehr einfach. (Ich mochte schon immer einfache Dinge.) Einfach - liegen! Die restlichen vier Monate liegen und ich würde meine Tochter retten! Im Vergleich dazu ist das bisschen Liegen lächerlich. Ich muss erwähnen, dass ich überhaupt keine Schmerzen hatte. (Und wenn schon?) Ich war immer noch fit. Fit im Liegen. Ich las immer schon sehr viel und damals natürlich auch. Eigentlich war das ein Vergnügen für mich. In Ruhe lesen zu können. Unsere große Tochter Larissa übernahm die gesamte Hausarbeit. Kochen, waschen, auf Schwesterchen Moana aufpassen, damals eineinhalb Jahre alt, und die Schüssel ausleeren. Irgendwann später sagte sie, dass ihr das alles nichts ausgemachte, außer Mama‘s (meine) ewigen Ratschläge und Direktiven, aus dem Bett heraus erteilt. Ich bin gar nicht so eine Befehlshaberin und Nörglerin. Aber wenn sie es sagte!

Ich las, dass Sofia Loren sehr lange keine Kinder bekommen konnte. Sie verlor sie immer wieder. Bis ihr ein Schweizer Arzt vollkommene Ruhe verordnete. Man hört und liest das so einfach: ”vollkommene Ruhe”! Man sollte wirklich achten auf dieses Wort - “vollkommene”! Sie hatte bekanntlich zwei Söhne bekommen. Ich bekam eine Tochter! Ich nannte sie DONNA DESSIREE. DONNA die ERSEHNTE!

Ich erzählte das nie meinem Mann, das mit dem Kopfsprung.

48. STEINCHEN *(Moana fällt ins Wasser)*

Leben und Tod, sagt man, hängen eng zusammen! (Manchmal ZU eng! Aber das ist wieder ein anderes “Steinchen”, das ist mein letztes Steinchen. Das kommt am Ende.)

In der türkischen Marina (wo wir sieben Jahre “hängen”blieben) erlebten wir sehr vieles. Nicht nur lustige Parties. Auch zum Beispiel die erste Schritte die unsere Mädchen machten. Das war schön! Und gefährlich! So lange Kinder noch nicht laufen können, ist es nicht gefährlich. Aber dann lebt man in ewiger Angst, dass sie ins Wasser fielen! Wir waren sehr geübt und achtsam was das Aufpassen der Kinder betraf - IMMER in den Augen behalten! Außer zweimal. Nein, da hatten wir sie auch in den Augen.

Das erste Mal war es Moana. Sie war drei Jahre alt und konnte natürlich schon laufen aber nicht schwimmen. Ich saß im Schiff, nein, ich stand im Schiff, denn so konnte ich sie ganze Zeit sehen wie sie mit Stefan vor dem Schiff spielte. Stefan, ein fünfjähriger, kleiner, deutscher Junge, der mit seinen Eltern auch auf dem Schiff lebte. Sie spielten auf dem etwa sechs Meter breiten Pier, an dem wir seitwärts lagen. Auf der gegenüberliegenden Seite standen ein paar Fahrräder in einem Fahrradständer. Die beide wälzten sich unter dem Fahrradständer herum. Ich schaute alle paar Minuten auf die zwei Spielenden. Plötzlich sah ich Moana nicht mehr, nur Stefan. Ich erschrak natürlich, aber nur für ein paar Sekunden. Sie war unter dem Bogen zwischen den Fahrrädern versteckt. Etwas später hörte ich etwas leise ins Wasser plumpsen. Ich schaute hinaus und sah sie wieder nicht. Nur Stefan. Gut, ging es mir durch den Kopf, sie ist sicher wieder zwischen den Fahrrädern und außerdem hätte Stefan nicht so ruhig dagestanden wenn sie ins Wasser gefallen wäre. Ich senkte wieder meinen Blick, aber dann wurde mir klar, dass ich sie doch sehen müßte! Nein, ich sah sie nicht. Blitzschnell war ich draußen und auf der anderen Seite vom Pier. Sie kämpfte im Wasser um ihr kleines Leben. Larissa war sofort da und ich erzählte ihr, noch ziemlich unter Schock, was geschehen war. Sie ging hin zu Stefan und schrie in an weil er nicht gleich Alarm schlug.

Natürlich vollkommen ungerecht. Was kann man von einem fünfjährigen Jungen erwarten? (Auch wenn er ein Deutscher fünfjäriger Junge war.)

49. STEINCHEN *(Donna fällt ins Wasser)*

Und dann fiel Donna ins Wasser. Das war etwas dramatischer, obwohl es vor unseren Augen geschah.

Es war Herbst und es war Abend. Wir hatten die Kinder gerade frisch gebadet, in ihre Pyjamas gesteckt und ins Bett gebracht. Ein paar Freunde riefen uns, wir sollen doch herauskommen und ein wenig mit ihnen plaudern. Ihr Schiff lag etwa zehn Meter von unserem entfernt, auf dem Pier neben uns, der aber nur drei Meter breit war. Warum nicht? Mein Mann war gerade nicht da und Larissa und ich nahmen Donna mit, da wir sie mit ihren knappen zwei Jahren doch nicht allein auf dem Schiff lassen wollten mit der fast vierjährigen Moana, die schon schwimmen konnte (der wichtigste Moment überhaupt) und auch sonst schon sehr "vernüftig" war. Also wir, ein kleines Grüppchen fröhlicher Segler, plauderten am schmalen Pier und Donna lief noch unsicher auf ihren Beinchen hin und her. Larissa und ich hörten zwar den Gesprächen zu, aber unsere Augen waren ständig auf das Kind gerichtet. Unsere Augen waren wie kleine Radare oder Teleskope, die ständig ihre Beobachtungsposition wechselten. Donna war etwa vier Meter von uns entfernt als ich einen ihren Füßchen über den Pier in der Luft hängen sah. Ein sehr komisches Gefühl, nein, ein schreckliches Gefühl, wenn man sieht, dass es da kein Zurück mehr gibt. Sie musste unwiderruflich ins Meer fallen. Tagsüber wäre das überhaupt kein Problem gewesen. Wir waren doch da. Aber nachts??? Ich glaube, ich hatte niemals schlimmere Vorstellungen in meinem Kopf gehabt, als damals. Ich sah

mich verzweifelt suchen in dem trüben, dunklen Wasser nach dem sinkenden Kind. Suchen, und NICHT finden. Natürlich sprang ich augenblicklich ins Wasser, aber dadurch riss ich fast, das gerettete Kind aus den Händen von Larissa. Sie war nämlich um einen halben Meter näher an der Stelle an der das Kind hineinfiel und war bereits im Wasser und hielt Donna fest an der Hand. Fast hätte sie das Kind ausgelassen, wie sie dann erzählte, weil die Mama auf sie beide sprang!

Doch, wir behielten sie IMMER in den Augen!

50. STEINCHEN *(Die Rettung des amerikanischen Jungen)*

Wenn man mit kleinen Kindern auf offener See unterwegs ist, dann ist die Gefahr, dass sie ins Wasser falen, viel kleiner als im Hafen. Einfach darum, weil man sich draussen am offenen Meer, der “drohenden Gefahr” bewusster ist. Die Kinder sind einfach IMMER angegurtet. Und nicht nur die Kinder, manchmal. Oder, wenn die Situation präker ist, werden sie in ihren Kajüten eingesperrt. Im Hafen dagegen hat man das Gefühl man ist endlich in Sicherheit und keiner kann“verloren” gehen in den Weiten des Ozeans.

So dachte auch ein Weltumsegler Ehepaar aus Amerika. Zusammen mit ihrem vierjährigen Sohn kamen sie gerade vom Suez-Kanal ins Mittelmeer, nachdem sie die Route vom Pazifik über den Indischen Ozean gewählt hatten, die zwar gefährlicher war wegen der ewigen Konflikte im Nahen Osten aber immer noch wettermäßig angenehmer als das gefürchtete Kap der Guten Hoffnung an der Südspitze Afrikas. Hier in der ruhigen, sicheren Marina spielte der Junge draußen an Deck. Da war er eigentlich sicher da um die ganze Schiffsreling ein Netz gespannt war. Nur nicht dort wo die Gangway montiert war, über die man an Land gehen konnte. Das Kind war neugierig und wollte auch an Land gehen. Da rutschte es wahrscheinlich aus. Die Eltern erzählten später, dass jeder von ihnen dachte, dass der andere mit dem Kind auf Deck war. So war es aber nicht. Den Plumpser im Wasser hörten sie auch nicht. Irgendwann kam einer aus der Kajüte heraus und fand das Kind nicht mehr. Als sie gerade nach ihm am Land suchen wollten, sahen sie das bewegungslose Kind auf der Wasseroberfläche neben der Gangway schwimmen. Sie holten sofort einen Arzt und der meinte, das Kind lebe noch aber es müsse so schnell wie möglich in ein Spital gebracht werden. Innerhalb einer halbe Stunde, spätestens. Das nächste Spital ist aber achtzig Kilometer weit weg, in Izmir. Keine Autobahn, also dauert die Fahrt auf jeden Fall eine Stunde.

Da wir in dieser Marina sozusagen schon “sesshaft” waren, hatten wir auch ein Auto dabei. Einen großen, alten, weißen “Amerikaner”. Mit einem rotem Klebeband klebte mein Mann ein großes, Kreuz quer über die Motorhaube. Dann ging’s los! Er war immer schon ein “rasanter” oder wie die Deutschen sagen “verrückter” Autofahrer. Er drückte die ganze Zeit auf die Hupe und dank dem großen, roten Kreuz machte man ihm überall Platz. Nach Izmir kommend, drückte er weiter auf die Hupe und hatte auch gleich die Polizei hinter sich. Die sahen sofort was los war und bildeten eine Eskorte, die ihn auf kürzestem Weg zum Spital geleitete. Das Kind wurde gerettet. Mein Mann brauchte nur eine knappe halbe Stunde bis zum Spital.

Wir bekamen von den Eltern des Kindes einen kostbaren türkischen Teppich geschenkt und ewige Dankbarkeit.

51. STEINCHEN (Eine ungewöhnliche französische Familie und Vara-Vara)

In einer Marina geschehen ungewöhnliche Sachen. Auch darum, weil da ungewöhnliche Menschen leben. Meistens.

So ungewöhnlich war auch ein Ehepaar aus Frankreich mit zwei kleinen Mädchen. Ungewöhnlich, weil die Mutter etwa vierzig Jahre alt war und der Vater unter Dreißig. Moana und Donna spielte hin und wieder mit diesen Mädchen, aber sie mochten sie nicht. Vielleicht auch weil sie nur französisch sprachen. Aber nur vielleicht. Denn sie mochten das kleine, türkische Geschwisterpaar, Kinder von einem alten Zöllner und sie sprachen auch nur türkisch. Von denen erwarben sie auch ihren ersten Sprachkenntnisse in Türkisch. (Die sie dann perfekt beherrschten). Das kleine Geschwisterpaar war ein Junge und ein Mädchen. Sie hießen Selma und Selami. Moana und Donna nannten natürlich den Jungen „Salami“ . (Der verstand nicht warum.) Die beiden lebten mit ihrem Vater (ich wusste nicht wo die Mutter war) gegenüber der Marina, in einer Hütte, die drei mal drei Meter groß war und in einem Olivenhain stand. Selami konnte wunderbare, kleine Flöten aus Holz schnitzen und Selma schaffte es hin und wieder, dass man eine schöne, türkische Melodie erkannte, die sie auf der Flöte blies. Ihren Augen leuchteten immer. Nicht so die Augen der kleinen, französischen Mädchen.

Eines Tages verließ die französische Familie die Marina und segelte gegen Süden da sie in eine andere Marina übersiedeln wollten. Das Schiff kam dort an. Die Frau und die Kinder auch. Der Mann nicht. Sie sagte, dass er über Bord gefallen wäre. Man glaubte ihr, bis man ihn fand. Er war mit den Leinen zugeschnürt an denen ein großer Anker befestigt war.

Ja, manche Segelfahrer hängen ihren Anker überall hin.

Da tagsüber im Sommer immer eine so große Hitze herrscht, wusch ich die Wäsche immer nachts. Draußen, auf offener See wusch ich die Wäsche schon untertags. Es gibt so eine Art Seife, die leidlich auch im Meerwasser schäumt. Ich wusch und rieb die Wäsche mit dieser Seife ein, während ich in einem kleinen Gummiboot neben dem Schiff saß und Larissa mir die Wäschestücke zuwarf, eines nach dem anderen, die ich dann im Meer ausspülte. Anschließend versuchten wir die Wäsche mit ein wenig Süßwasser vom Salz zu befreien. Das ging so halbwegs. Wir mussten mit dem Süßwasser sehr sparsam umgehen, denn unser Wassertank war nicht sehr groß. Ich hörte, dass die Weltumsegler ihre

Wäsche in ein Netz geben, das sie dann hinter dem Schiff herschleifen. Vollautomatisch wäscht sich die Wäsche von selbst

Eines Nachts fing ich gerade an die Wäsche draußen an der Leine aufzuhängen, da sah ich zwei etwas angetrunkene Männer aus der kleinen Kneipe kommen, die am Pieranfang standen. Die beiden unterhielten sich, verabschiedeten sich anschliessend und jeder ging in die Richtung seines Bootes. Das Boot von Vara-Vara lag an unserem Pier, etwa zweihundert Meter von uns entfernt. Vara-Vara war nicht sein richtiger Name. Man nannte ihn so, den etwa fünfzigjährigen, großen, immer angetrunkenen, hundertfünfzig Kilo schweren Deutschen, weil er immer diese zwei Worte durch die Gegend schrie. Er lebte eine Zeitlang in Ägypten und meinte, dass die Worte „vara-vara“ dort “komm-komm” bedeuten. Ich schaute dann in verschiedenen Bücher nach, fand aber diese zwei Worte nirgends. Neben der Marina ist ein hocher Hügel auf dem es ein Restaurant gab. Es war immer lustig von dort oben die kräftige Stimme Vara-Vara‘s zu hören, wie er „vara-vara“ brüllte. Man wusste immer wo er gerade war.

Das letzte Mal musste er nicht schreien und ich wusste trotzdem wo er war, obwohl ich ihn nicht sah. Ich wusste, dass er im Wasser gelandet war, weil ich einen lauten Plumpser hörte! Sein Freund hörte ihn auch und wir begegneten uns im Laufen beim Vara-Vara‘s Schiff. Er gab ganz unglaubliche Töne von sich, aus Wasser. Wir sprangen beide sofort rein und versuchten seinen riesigen Kopf über Wasser zu halten. Aber sein noch riesigerer Körper zog ihn immer wieder hinunter. Wir schrien, er solle doch mithelfen seinen Kopf hochzuhalten. Er reagierte nicht und gab weiter diese ungewöhnlichen Töne von sich. Ich sprang wieder heraus und klopfte kräftig auf das Deck der benachbarten Schiffe und rief um Hilfe. Ich weiß nicht warum, aber es rührte sich keiner. Ich lief zurück zu unserem Schiff und sprang förmlich auf den Bauch meines Mannes, da sich sein Bett unter der offenen Luke befand.

Mein Mann rannte sofort los, schnappte sich eine Leine und band sie unter Wasser dem keuchenden Vara-Vara um den Leib. Endlich kamen auch die anderen und zogen an der Leine. Aber jedes Mal wenn der Körper so halb aus dem Wasser war, konnten die anderen nicht mehr weiter ziehen da sein Körper zu schwer wurde. Mein Mann hätte das ganz alleine geschafft, da war ich mir sicher. Er befand sich aber unterhalb Vara-Vara’s Körper und versuchte dessen Kopf über Wasser zu halten. Jedes Mal wenn die anderen den Körper ein wenig aus dem Wasser hievten, wurde er wieder so schwer, dass er unweigerlich ins Wasser zurückfiel, meinen Mann mitriss und unter sich begrub. Mein Mann hielt aber Vara-Vara‘s Kopf mit allen Kräften hoch und ich sah, dass sein eigener Kopf zu platzen drohte (wie damals unter dem Weizen). Ich wollte schon den ganzen Vara-Vara von ihm wegschieben. Mit vereinten Kräften und mit großer Anstrengung schafften es die Männer endlich den Vara-Vara aus dem Wasser zu heben. Den toten Vara-Vara.

Er hatte eine große Wunde am Kopf, die er sich wahrscheinlich bei dem Sturz an seinem Boot zugezogen hatte. Vielleicht war er da schon tot? Darum

hatte er sich auch überhaupt nicht bewegt. Wir kamen zuerst nicht auf diesen Gedanken, weil er immer diese Töne von sich gab. Wir hielten das für ein Stöhnen. In Wirklicheit war das die Luft, die vermischt mit Wasser, aus seinen Lungen kam. Ich deckte den riesigen, leblosen Vara-Vara, der neben seinem Schiff am Beton lag, mit einer frischgewaschenen, braungelben, karierten Decke, zu.
Diesen Anblick hatte ich lange vor meinen Augen. Bis heute.

52. STEINCHEN *(3 + 4 Jahre Türkei)*

Ich sprach schon so oft von unseren Weltumsegelungsplänen. Ja, die hatten wir. Es kam uns aber tatsächlich etwas dazwischen. Etwas Erfreuliches. Unsere zwei neuen Kinder. Ja, es ging auch mit drei Kindern. Wir planten weiter. Es war schwer sich vorzustellen nicht mehr auf eine "besondere" Weise zu leben, wenn man so lange schon "besonders" gelebt hatte. Wir hatten auch schon einen Namen für unseren neuen, hochseetüchtigen Segler: "LADOANA"! LArissaDOnnamoANA.

Aber warum blieben wir zuerst in der Türkei "hängen"? Nachdem wir einen "Sprung" nach Wien machten und ich so zwischendurch mein zweites Baby wieder im November bekam, fuhren wir im Mai wieder zu unserem Heim, unserem Schiff zurück, das wir in Griechenland in einer kleinen Werft ließen. Normalerweise „überwintern" die Schiffe in einer Marina, bewacht und geflegt. Aber das war nicht ganz so billig, deshalb meinte mein Mann, das müßte nicht sein, eine kleine Werft würde es auch tun.

Wir kamen im Mai zurück zu unserem Schiff. Das war noch da. Aber alle Geräte, einschließlich Kompass, nicht mehr. Irgendwer brauchte den Kompass um seinen Weg zu finden. Wir wollten natürlich weiter fahren. In dem kleinen Ort gab es aber keinen Laden wo man diese ganze Sachen kaufen konnte. Aber ein kleiner Kompass findet sich doch überall! Wir sollten einen kaufen. Nein! Ich wusste es nicht, war es wegen des Geldes, wollte mein Mann sparen (da wir irgendwann sowieso einen richtigen kaufen müssen), oder reizte es ihn eine "Heldentat" zu vollbringen und ohne Kompass den Weg zu suchen und zu finden?

Gefunden hat er den Weg schon, aber nicht den, den er suchte. Wir klapperten ALLE Inseln und Inselchen zwischen dem Golf von Patras, den Kykladen und südlichen Sporaden ab. Er meinte, eigentlich wollte er immer schon diese zauberhafte, griechische Inselwelt kennenlernen. Er benutzte

tatsächlich das Wort ZAUBERHAFT! In diesen vielen Jahren unseres Zusammenlebens hatte ich ihn noch nie dieses „zauberhafte Wort“ sagen hören!

Nach vielen (unfreiwilligen) “Inselhüpfern”, fanden wir endlich Samos, unser eigentliches Ziel, bevor wir unsere geplante Reise in die Türkei antraten. Obwohl, man konnte das nicht mehr Reise nennen. Dass diese Insel überhaupt noch zu Griechenland gehört, ist ein Wunder, rein geografisch! Samos ist nur 1,7 Kilometer getrennt vom türkischen Festland. Irgendwann in der Vorgeschichte war diese Insel Bestandteil des Festlandes der heutigen Türkei. Knochen von Tieren, die nur auf dem Festland anzutreffen waren, wurden auf Samos gefunden. Einige diese Funde können heute im paläontologischen Museum in Mytilini besichtigt werden. In den Museen erfuhren wir viel über die schwierige Vergangenheit von Samos. Ich las da auch einen „lustigen“ Satz. Im 11. Jahrhundert schien es richtig MODE zu sein Samos zu erobern und auszuplündern. Bis die Insel dann unter die lange Herrschaft der Türken kam.

Und wir sollten jetzt zu diesen Türken? Also glücklich waren wir nicht, Larissa und ich, dass wir aus dem friedlichen, schönen Griechenland mit seinen reizenden Menschen, zu den Türken „müssen“! Zu den Türken mit dem blutigen Säbel in der Hand und ohne zauberhafte Boutiquen in der Nähe. Wir kauften noch schnell im atemberaubend schönen Mykonos noch ein paar kleine, modische Klamotten ein bevor wir zu den „Wilden“ kommen, denn wer weiß schon was uns dort erwartet?

Ich erlebte dann in den laufenden, vielen dort verbrachten Jahren, immer wieder die große Überraschung bei den Neuankömmlingen. Ja, auch für uns war die Überraschung sehr groß! Von den voll gefüllten „Boutiquen“ mit um mindestens die Hälfte niedrigeren Preisen, die noch modischer als in Griechenland waren, will ich gar nicht sprächen. Menschen die so freundlich und herzlich sind erlebte ich in noch keinem anderen Land. Und die türkische, neue Marina? Riesig groß, modern ausgestattet und noch ziemlich leer und um zwei Drittel billiger als die Marinas in den anderen Ländern in denen wir waren.

Da die Liegegebührpreise mit der Länge des Aufenthaltes merklich sinken, schlug ich meinem Mann vor, dass wir gleich ein Monat da bleiben sollten. Es war günstiger als für eine Woche die wir geplant hatten. Er war damit einverstanden. Wir blieben ein Monat und – die nächsten sieben Jahre! Nach einem Monat lernte ich die Bequemlichkeiten einer Marina kennen und viele Freunde dazu. Nach einem Monat sagte ich zu meinem Mann:

“Schau, hier haben wir Wasseranschluss, Stromanschluss, Menschenanschluss und keine Wellen und Gefahren für ein Baby. Es ist auch unverantwortlich. Warum zahlen wir nicht gleich für eines ganzes Jahr, dann ist es noch günstiger und später fahren wir wieder weiter.

“ Meinem Mann gefiel mein Sparsamkeitssinn (in den kleinen Buchten und Dörfern kostete die Liegegebühr gar nichts) und er war einverstanden. Am glücklichsten war Larissa. Sie verliebte sich in den „schönsten Jungen in der ganzen Türkei“! Das war das erste Jahr.

Ein Jahr darauf wurde ich wieder schwanger. Mit Donna. Da meinte ich: “Schau, ich bin mit vierzig Jahren nicht mehr die Jüngste für eine Schwangerschaft. Was passiert, wenn Komplikationen auftreten (ich rechnete nicht mit dem Kopfsprung, es war rein spekulativ), dann brauche ich einen Arzt in der Nähe“. Mein Mann war einverstanden! Nächstes Jahr hatte ich wieder ein kleines Baby das auch keine Wellen und Gefahren vertrug und alle möglichen „Anschlüsse“ brauchte. Wenn man drei Jahre dort ist wo es einem gefällt, gibt es überhaupt keinen Grund, dass man nicht auch die nächsten vier Jahre bleibt! Die„Ladoana“, die über den Atlantik gleiten sollte, kann warten!

Sie wartete. Aber nicht auf dem Atlantik, sondern in der ungarischen Puzsta.

53. STEINCHEN *(Zurück)*

Mein Mann fuhr öfters nach Wien. Einer musste sich doch um das Geschäft kümmern. Einmal kam er mit ganz großen Neuigkeiten zurück. Es war das Jahr 1989, ein großes Jahr. Über Ungarn fahrend sah er die ungarische Fahnen mit einem Loch in der Mitte. Ein Loch, weil man den roten Stern entfernt hatte. So etwas konnte man einfach nicht glauben. So über Nacht. Nur was ist schon ein Loch in der Fahne im Vergleich mit dem „Loch“ das entstand durch die Entfernung den Berliner Mauer? Oh ja!!! Zwei große Männer waren da am Werk! Der Gorbatschow und der Kohl. Da war der Kohl nicht nur mit seiner Körpergröße groß. Aber der Gorbatschow überragte ihn noch. Zwei große Männer und ein großes Volk!

Bald danach musste mein Mann wieder nach Wien fahren. Das Geschäft rief und das ganz laut. Da kamen ALLE, die bis jetzt nicht kommen konnten. Alle aus den ehemaligen (Das Wort „ehemalig“ kann wunderbar klingen. Leider nicht immer. Wenn ich an mein „ehemaliges“ Land denke), Ostblockländern und wollten unsere Werkzeuge kaufen. Nichts war mehr mit NUR Produkte aus der DDR! Unser Geschäft lief. Lief so gut, dass es ohne meinen Mann nicht ging. Bei mir ging es nicht ohne meinen Mann!

Nach sieben in der Türkei verbrachten Jahren, insgesamt zwölf am Schiff, kamen wir wieder zu unserem „nicht besonderen“ Leben zurück. Konnte ich das wirklich? Meine Kinder würden in dem „Asphaltdschungel“ eingehen! Ich auch! Die Kinder, die nur Meer, Fische, interessante Menschen und freundliche Türken gewöhnt waren. In Wien gab es weder Meer, noch Fische und schon gar

nicht freundliche Menschen. (Natürlich gibt es auch freundliche Menschen in Wien, aber erst wenn man sie besser kannte. Aber das Leben besteht doch hauptsächlich aus vielen ersten, oberflächlichen Begegnungen. Ich wollte nicht so wie meine Nachbarin warten, die ihre Wohnung neben der von meinen Schwiegereltern hatte, vierzig Jahre lang.

Nach dem Ableben meiner Schwiegereltern klopfte ich zusammen mit meinen Töchtern an ihre Wohnungstür und überreichte ihr ein Sträußchen Blumen. Ich sagte ihr, wenn sie etwas brauchte, sollte sie sich an uns wenden. Die fast neunzigjährige Dame strahlte und lud uns auf einen Kaffee ein. Sie zeigte das erste Mal nach vierzig Jahren ihr wahres „Ich“, ihr freundliches „Ich“).

Nein, so lange wollte ich nicht warten! Ich wollte wenigstens am Land wohnen. Dort ist alles anders. Keine Fische, aber Vögel, kein Meer, aber Gras, und die Menschen sind persönlicher und netter. Also, suchten wir ein kleines Haus außerhalb von Wien.

Mein Mann kam auch mit anderen Neuigkeiten zum Schiff. Er ist doch ein Geschäftsmann. Er meinte, dass die Immobilien, in Ungarn zum Beispiel, nur ein Bruchteil des Betrages kosten würden als in Österreich. So tüchtig wie er ist, meinte er, werde er so eine Immobilie kaufen und wieder verkaufen wenn die Preise gestiegen waren. (Naja, Geschäftsmann! Spekulant, nenne ich das.) Aber bitte! Er versuchte immer irgendwelche Geschäfte zu machen (die meistens nicht gelungen sind). Ich könnte ein ganzes Buch schreiben über die unzähligen „sicheren Sachen“ die dann doch nicht so sicher waren! Er kam wöchentlich an mit solchen immer neuen „sicheren Sachen“. Eine Woche nachdem er mir von einem neuen Geschäft berichtete (schwärmte) hatte er es in der nächsten Sekunde über das Vorherige vergessen. Es war ihm nicht im Geringsten unangenehm, dass er vorige Woche darüber mit derselben Begeisterung und Überzeugung gesprochen hatte, wie jetzt über die neue „sichere Sache“.

Da kam ich auf eine großartige Idee……!

54. STEINCHEN *(Ladoana im Trockenen)*

Nicht zum Spekulieren sollte mein Mann ein Haus in Ungarn kaufen, sondern für uns zum Wohnen! Irgendwo, nicht weit weg von Wien. Auf dem Land.

Dann hatte ich eine noch großartigere Idee! Ich wollte doch nicht alleine in einem Haus sein ohne ab und zu neue Menschen kennenzulernen. Was sollte ich da den ganzen Tag tun? Die Kinder mussten zur Schule gehen, mein Mann musste ins Geschäft. Also sollten wir in einem Ort wo es auch Touristen gibt, ein Haus kaufen. Ich musste etwas machen! Darum machte ich etwas. Ich bot einfach drei Zimmer zur Vermietung an in einem recht großen, neuen noch nicht ganz fertigen Haus, das in einem Ort 70 Kilometer von Wien, 4 Kilometer von Östereich entfernt, an der ungarischen Grenze stand und wohin auch tatsächlich Touristen kamen.

Ja, ich würde Gäste haben, ungarische und österreichische Gäste. Nichts gegen die Österreicher und schon gar nichts gegen die Ungarn, aber mir werden „meine“ Deutschen fehlen. Dachte ich.

Es war ein Zufall, dass dieses Haus direkt an einem Fahrradweg, der um den Neusiedlersee führte, stand. (Mir schien, dass ich eine Rundreise gemacht habe, ich kam wieder zum Neusiedlersee zurück.) Auf diesem Fahrradweg fuhren eine Unmenge von Fahrradfahrern. Tagtäglich, den ganzen Tag. Nein, ich rechnete nicht damit, dass das meine potenziellen Gäste sein könnten. Das waren doch Österreicher (die sprachen deutsch) die ihre Tagestour machten; In den Früh fuhren die los und am Abend waren die wieder zu Hause. Dachte ich. Noch weniger rechnete ich damit, dass diese Fahrradfahrer Deutsche waren. Ja, Deutsche! Zu achtzig Prozent. Die fuhren am Abend NICHT nach Hause. Die suchten am Abend ein nette, kleine Pension wo sie übernachten konnten. Und die fanden sie bei mir.

Von den drei Zimmern die ich anfangs zaghaft möblierte, wurden vierzehn! Vierzehn helle, fröhliche, mit kleingeblümten Vorhängen umrandete Türen, ein richtiges „Laura Ashley Paradies“. Mein Paradies, das im Sommer immer voll belegt war. Im Frühling und Herbst, bis spät in den Oktober, hatte ich Platz für die Fahrradfahrer. Im Sommer nicht. Da hatte ich „richtige“ Touristen, die zwei bis drei Wochen ihren Urlaub hier verbrachten. (Wieder etwa 80% Deutsche). Im Sommer hatte ich sehr oft nicht einmal Platz für neue Gäste. Die „alten“ kamen immer wieder. Ich hatte Gäste, die kamen seit zehn bis fünfzehn Jahren jedes Jahr wieder. Sie kamen alle wegen mir, wie sie mir immer wieder beteuerten. Das war sehr schön zu hören. Vielleicht darum weil ich sie nicht nur als „Pensionsgäste“ behandelte. Für mich waren das Menschen die mir die Ehre erwiesen bei mir an „Bord“ zu kommen. Ich hatte Hochzeitgäste bei mir wohnen, ich sah Paare sich trennen und mit neuen Partnern kommen (das mochte ich gar nicht), ich sah die Alleingebliebenen nach dem Verlust des geliebten Partners wiederkommen um schöne Erinnerungen zurückzurufen und ich sah die Kinder aufwachsen. Die kamen in Windeln und später irgendwann mit ihren Freundinnen oder Freunden gemeinsam. Ich hatte meine Frühstückspension zwanzig Jahre. Zwanzig Jahre lang hatte ich meine „Ladoana“!

Ich freute mich immer wenn mich jemand fragte woher der Name kam. Dann erzählte ich von meinen Töchtern, von unseren Schiffsreisen und von unseren Weltumsegelungsplänen. .

55. STEINCHEN *(Eine Ode an die „Ost-Deutschen“)*

In meiner „Ladoana“ lernte ich auch ganz besondere Menschen kennen. Die ehemaligen „Ost-Deutschen“. Das war ein großer Gewinn für mich. Wie nicht schwer zu erraten ist, hege ich eine Zuneigung zu den Deutschen. Besonders zu den „Ost-Deutschen“ nachdem ich sie näher kennenlernte.

Ich zitierte schon einmal Max Frisch. Das tue ich jetzt noch einmal! Und zwar im Zusammenhang mit der unwahrscheinlichen Wärme die diese Ost-Deutschen Menschen austrahlen. Das waren doch die gleichen Deutschen wie die aus den sogenannten „alten Bundesländern“. Aber die „alten“ hatten sich verändert. Das ist so! Das bringt der Wohlstand mit sich. Wenn der Mensch in Not ist, dann erträgt er sie leichter wenn er sich an einen anderen Menschen anlehnen kann. Das erzeugt die Wärme. Wie bei den Ehepaaren.

„Man hält zusammen solange die Gefahr droht und später sucht man wieder nach Gründen um zusammenzuhalten.“ (Jetzt zitiere ich mich schon selbst)

Max Frisch antwortete einmal als er über die Menschen in der ehemaligen DDR befragt wurde:

“Das ist so wie in der Physik, der Druck erzeugt die Wärme!“

Sollten wir uns jetzt einen ständigen Druck wünschen? Ständige Gefahr, ewige Not? Um nicht zu erfrieren? Ich weiß es wirklich nicht, aber ich glaube nicht! Was kann gut daran sein wenn man es unter Druck machen muss? Freiwillig sollte man alles tun! Frei sein! Freiheit ist die oberste Devise! Ja, so ist es!

In diesem Fall war die Sache etwas anders. Die Menschen wussten nicht, dass sie die Wärme unter Druck erzeugten. Sie dachten, dass sie das freiwillig tun. Darum war auch ihre Hilfsbereitschaft echt und auch ihre nachbarschaftlichen Beziehungen, die fast ausnahmslos in Freundschaften übergingen. Das gleiche mit den Arbeitskollegen (mit den Genossen). Sie GLAUBTEN an ihre, von oben vorgegaukelten Ideale! Am Anfang. (Der

französische Chansonnier und Schauspieler Yves Montand, überzeugter Kommunist in seinen jungen Jahren, sagte einmal:

"Wer in seiner Jugend kein Kommunist ist, ist ein schlechter Mensch! Wer in seinem reifen Alter Kommunist ist, ist ein dummer Mensch!")

Am Anfang sah auch alles sehr schön aus. Überhaupt gleich nach dem Krieg war man geneigt an alle Ideale zu glauben, nur dass der Irrsinn des Krieges endet. Aber dann durchschauten die Menschen den Betrug (oder von mir aus den Irrtum). Das war auch nicht sehr schwer. Kaum äußerte man seine freie Meinung, war man weg. Irgendwo hinter Gittern, wo man eigentlich nicht hingehörte. Natürlich nicht! Man ist kein Dieb oder Mörder. Ein seltsames Tier ist man auch nicht, dass man hinter einer Mauer einsperrt. Einer langen Mauer. Gut, man zweifelte vielleicht ein wenig (später immer mehr) zu laut und das zum Spitzeln gedemütigte Volk, der Nachbar, hörte mit. Aber ein Kind? Das wurde gerade erst geboren, das konnte noch gar nicht laut zweifeln, das konnte noch nicht einmal sprechen. Und warum durfte es dann als junger Mensch nicht Paris sehen? Nicht einmal in ausländischen Zeitungen lesen? Nicht einmal die Musik hören die er wollte? Er hörte dann (verbotenerweise), dass „ungepflegte" vier Jungs aus Liverpool gute Musik machten. Er wollte sie auch hören und sehen, bei ihrer Musik CocaCola trinken, das schlechte, braune Getränk, das über neunzig Prozent der restlichen „schlechten" Bevölkerung trinken DARF! Aber dann fing man zu rechnen an. War auch nicht schwer. Hatte man doch in der Schule von Prozenten gelernt. Auch über die Wahrscheinlichkeit. Wenn etwas nur paar Prozent gut ist, ist dann der ganze große Rest schlecht? Nein, dein Kind war nicht frei.

Natürlich gewohnt man sich an alles. An fast alles. So lange man es nicht übertreibt. Im Jahre 1789 wehrte man sich. Dann übertrieb man selbst. (Das ist so etwas wie ein Fluch. Nein, Dummheit. Nein, Verzweiflung.) Dann rollten die Köpfe. Aber so wirklich. Oft gute Köpfe. (Als ob die meisten Köpfe schlecht wären. Das sind sie nicht! Kopf ist Kopf. So wie deiner und meiner). Schöne Köpfe rollten auch; Die Köpfe der schönen, französischen adeligen Damen. Dann wieder im Jahr 1914. Wieder rollten die Köpfe. Von unschuldigen Zarenkindern. Ja, wenn man sich wehren muss, neigt man zur Übertreibung!

Wir kamen im März 1990 nach Ungarn. Da sah ich sehr nah den Zusammenstoß zwischen zwei gleichen, aber seit fast vierzig Jahren getrennten Welten kennen. Hier unter meinem Dach waren sie anfänglich misstrauisch gegenüber einander, zwischen quakenden Fröschen und Geigenklängen von Zigeunern. Ich sorgte immer für gute Stimmung, und nicht nur das. Ich setzte mich zu meinen „Altbundesländer" Gästen wenn ich sah, dass da eine Annäherung im Gange war und das war es oft. Man war auf Urlaub, man suchte Gesellschaft, man sprach die gleiche Sprache (Gut, das Sächsische war nicht immer so verständlich. Ich wunderte mich immer, warum die eine „Kirsche" besichtigen und die „Kirchen" ausspucken wollten?) Man war neugierig. Man war freundlich, nur diese Freundlichkeit drohte schnell zu verschwinden gegenüber dem ewig „meckernden", kurz vorher verschollenen (eingesperrten)

und jetzt „undankbaren“ Bruder. Ich hatte immer eine Geschichte für die (reichen), nicht ganz freiwillig helfenden „Brüder“. Ich versuchte ihnen so meine „Weisheit“ zu übermitteln:

„ Bekanntlich hat man nur dieses, ein einzige Leben, MEIN Leben. Das ist mir kostbar. Ich sehe es nicht gerne vergeudet, sehe es nicht gerne falsch gelebt. Aber wenn mir das jemand mit Gewalt vor Augen führen möchte (als ob derjenige selbst nur in Wonne gelebt hätte), wie müsste mir dann zumute sein? Natürlich ist kein Leben vergeudet, nicht ganz falsch gelebt. Teilweise vielleicht schon, aber sollte ich nur an diesen Teil denken? Nein, ich suche mir die schönen Teile aus und an die denke ich. Die hatte ich vorzuzeigen. Hab‘ Verständnis für meine Ideale! Die hatte ich länger als du deine. Du warst beschäftigt mit dem Wiederaufbau, sehr löblich, aber dadurch vedientest du gutes Geld. Ich arbeitete auch, bei uns fuhren auch Straßenbahnen und Brot wurde auch gebacken. Du warst beschäftigt mit Haus bauen, deinem eigenen, ich war glücklich, wenn ich nach zwanzig Jahren Wartezeit die Plattenbauwohnung kaufen konnte, wo ich den übernächsten Nachbar hörte sobald er hustete. Du warst gerade mit Sparen für den nächsten Urlaub auf Mallorca beschäftigt oder für einen neuen WV Golf, oder Passat. Oder gar für einen Mercedes Benz! Ich war überglücklich mit meinem Auto aus Karton, den von euch viel belächelte „Trabi“, den ich nach jahrelangem Warten endlich bekam und in dem ich dann meine gesamte Familie samt Schwiegermutter verstaute und zum Balaton auf Urlaub fahren DURFTE. Und das DURFTE ich auch nur jedes fünfte Jahr. Es war uns aber nie langweilig, wir sangen und sprachen nicht nur über Steuern und über den unangenehmen Vorgesetzten, der in tausend Jahren nicht dein Freund sein wird, wie meiner nach nur vier Monaten. Nein, halte mir nicht mein „unnütz vergeudetes Leben“ vor Augen! Ich tue es auch nicht mit deinem.“

Ich schaffte es fast immer mit meiner „altklugen“ Rede das Eis zu brechen. (Nein, so klug bin ich gar nicht, ich komme nur einfach aus beiden Welten, ich kenne die Beiden, und ich bin nett. Das bin ich!) Ich schaffte es immer, dass sich die „Wiedervereingten“ als gleichwertige Brüder sahen und gemeinsam ein paar Gläser „Barack Palinka“ (den ungarischen Aprikosenschnaps) tranken und abwechselnd „Warum ist es am Rhein so schön“ und „Marmor, Stein und Eisen bricht“ sangen.

Ich schaffte es, dass sich viele im nächsten Jahr wieder hier bei mir trafen (da soll jemand sagen, dass ich nicht geschäftstüchtig bin!) Ich weigerte mich, für den Schnaps Geld zu verlangen, was mein Mann nicht gerne sah (Ich trinke doch mit!) Oder für das ungarische Kesselgulyasch, das ich so oft für meine Gäste kochte. Ich weigerte mich immer „Wirtin“ genannt zu werden. Ich „bewirtete“ in dem Sinn niemanden. Ich ließ Gäste unter meinem Dach schlafen für Geld, und das war es. Ich war eine Gastgeberin und eine Gastgeberin verlangt kein Geld für ihre Gastfreundschaft! Und siehe da! Mein Mann schenkte am Ende den Gästen ausgiebiger ein als ich. War auch richtig so! Schließlich war es nicht ich, die in jungen Jahren mit meinen Landsleuten

Sliwowitz „soff“! Ich nippte nur damenhaft, lachte viel, nicht damenhaft, ich schnitt Zwiebel (mein Mann hatte immer etwas gegen Zwiebel), er zerteilte das Fleisch und rührte mit einem riesigen Kochlöffel das Gulyasch um, das im schaukelnden Kessel über dem Feuer hing.

56. STEINCHEN *(Diagnose Krebs)*

Ja, so war das! Zwanzig Jahre lang.

Nein, nicht so. Bis 2002 war es so. Dann starb mein Mann. Plötzlich. An Krebs. Schlimme vier Monate. Vor allem für ihn. Natürlich für ihn! Nein, nicht vier. Am Anfang wusste man nicht, dass es so schlimm war. Erst ein Monat später kam die schrecklichste aller schrecklichen Nachrichten, die Diagnose Krebs. Nein, die Menschen wissen oft gar nicht wieviel Glück sie haben, wenn sie ganz plötzlich sterben. Ja, für die Hinterbliebenen ist das schwer, sehr schwer. Aber die haben noch ihr Leben. Manchmal Freude daran, manchmal nicht, aber ihr Leben! Später vergisst man. Man vergisst zu leiden. Das ist gut so. Man lebt.

Aber der letzte Monat…! Oh Gott..., niemanden sollte man das wünschen. In diese Augen zu schauen, in das abgemagerte Gesicht und sich zu fragen: “Weiß er, dass ich weiß, dass er weiß?“ In seinen Augen zu lesen: “Weiß sie, dass ich weiß, dass sie weiß, dass ich weiß?“

Ich werde nie wieder in seine Augen schauen können, nie mehr…..

Er hat mich verlassen, mein Tom Sawyer. Verlassen, aber nicht allein gelassen. Wie wenn er gewußt hätte, dass er gehen muß, ER hat sich noch Kinder gewünscht.

Danke Bernd, danke für Alles!

57. STEINCHEN *(Ich verneige mich vor der menschlichen Größe)*

Mein Mann starb am 13. September 2002. Im 57. Lebensjahr. Nach 36 Jahren glücklichem Beisammensein.

Da ist noch ein Steinchen aus unserer gemeinsamen Vergangenheit, das letzte Steinchen.

Wir fuhren zurück nach Wien, um mein Baby dort zur Welt zu bringen. Unser drittes Mädchen, welches ich so brav ausbrütete. Ja, richtig ausgebrütet, brav liegend ohne mich aufzusetzen. Sogar die Hühner stehen manchmal auf. Ich stand nicht auf. Wie bei den Pinguinen. Noch braver. Bei

den Pinguinen schiebt die Pinguinmutter ganz vorsichtig und vor allem schnell, die Eier zum Vater ran, welcher sie nun monatelang ausbrütet. Die Mutter muss zurück ins Meer wandern, um sich wieder mit Nahrung zu versorgen, um ihr Junges zu versorgen (Hätte mein Mann auch getan.)

Wir hatten unser großes, amerikanisches Auto (dasselbe, welches mit Hilfe meines Mannes, dem kleinen amerikanischen Jungen, das Leben rettete) In welchem ich hinten liegen, und weiter brüten konnte. Mein Mann trug mich ins Auto. Das ging alles ohne Schwierigkeiten. Bis...!

Wir waren noch in der Türkei. Auf einer breiten, geraden Straße, links und rechts, standen zwei Gruppen von Leuten. Mein Mann sah sie natürlich, ich nicht. Ich durfte mich nicht aufsetzen. Ich erfuhr alles später. Ich lag hinten. Ein Junge wollte, so etwas wie eine „Mutprobe“ bestehen. Er wollte, knapp vor einem heranfahrenden Auto (da saßen wir drinnen, es gab fast keinen Verkehr) schnell über die Strasse laufen hinüber zu der anderen Gruppe. Mein Mann fuhr langsam, schon wegen mir, die Straße war übersichtlich und er sah ja die zwei Menschengruppen am Straßenrand. Er sah auch den Jungen, der die Straße überquerte, nein, versuchte die Straße zu überqueren. Der Junge war mutig. Er wartete, bis zur allerletzten Sekunde, bis er losrannte.

Das passierte 30 Kilometer entfernt von den nächsten Stadt. Ich glaube, mein Mann war in weniger als 15 Minuten in dem kleinen Spital. Der Junge saß bei mir auf dem Rücksitz und ich tröstete ihn. Ich sprach türkisch. Er antwortete mir. Er hatte keine Verletzungen. Mein Mann fuhr langsam als es geschah. Keine äußeren Verletzungen. Keine äußeren...!

Wir blieben natürlich in der Stadt. Mein Mann trug mich in das kleine Hotel. Unsere große Tochter, trug die kleine Tochter. Mein Mann blieb im Spital um bei dem kleinen Jungen zu sein. Und bei seinen Eltern, die auch unter den Leuten auf der Straße waren. Am Abend kam er wieder zurück und meinte, dass es dem Jungen gut ginge. Am nächsten Tag, zeitig in den Früh, ging mein Mann zum Spital.

Er kam um 10 Uhr wieder zurück. Blass und zitternd sagte er uns, dass der kleine Junge - gestorben war.

Wie oft hörten wir von der türkischen Selbstjustiz? Gott, was war jetzt das schrecklichere? Das Entsetzen, die Trauer, die Angst? Man nahm uns die Pässe weg und sagte uns wir sollten warten und uns nicht aus dem Hotel entfernen. Drei Tage lang. Sie beschleunigten dann den Prozess.

Ich kam mit. Ohne getragen zu werden.

Ich glaube nicht, dass ich jemals etwas, nein, da gibt es keine richtigen Worte - irrsinnigeres, rührenderes und GRÖSSERES hören werde! Nachdem mein Mann für unschuldig erklärt wurde, kam der Vater des toten Jungen zu mir und sagte:

“Ich bitte dich, verzeihe meinem Sohn, dass er dir so viel Kummer und Schwierigkeiten bereitet hat“.

ICH VERNEIGE MICH VOR DER MENSCHLICHEN GRÖSSE DIESES VATERS!

Der Tag an dem mein Mann den kleinen, türkischen Jungen totfuhr, war der 13. September.

---

1. Zwiebel und Fröhlichkeit
2. Die liebe, sanfte Großmutter
3. Die Gräfin Mariza und die Außerirdischen
4. Mein Großvater
5. Der Onkel, das Genie
6. Der blonde Bruder mit der Zither
7. Branka
8. Der liebe Gott passt auf mich auf
9. Der Maksimir Park
10. Meine Eltern und die „Gscherdenmusik“
11. Mama ist in Spital
12. Der Tod meiner Mama
13. Der Vater zieht mit seiner Familie ein
14. Laura Ashly-Tempel und die „große“ Rache
15. Etwas „Besonderes“
16. Das Diva-Leben und das Heim im Schloss
17. Die Hühnerpest und „Genies reparieren keine Zäune“
18. In einem Bergdorf mit Muslemischen Mädchen
19. Eine neue Schule und die Kinder von „Unmenschen“
20. Das Schloss in Slowenien
21. Das Kinderheim in Varazdin
22. Filmkariere oder Heirat
23. Vesna Moden und die jüdische Kreise
24. Die Gastarbeiter und ein kleines, blondes Mädchen in der Textilbranche
25. Der Traumschwiegersohn
26. Die Schweine und Weizen
27. Omar Sharif
28. Die Eisenwarenhandlung
29. Östereicher und Jugoslawen
30. Der Mexiko Platz
31. Ein Schiff auf Neuesiedlersee
32. Schifffahrt im Mittelmeer mit Hochseeplänen
33. Das große Wunder
34. Der Schwiegervater
35. Über das Glück in Beziehung
36. Ein Leben auf einem kleinem Schiff
37. Seglerschiksale

38. Über die Deutschen und Italiener
39. Als ich zu addieren vergaß
40. Zwieschensteinchen
41. Untiefen
42. Sammelsteinchen
43. Pi-Ratenschiff
44. Kismet
45. Projekt genannt „Moana“
46. Was habe Moana und Atatürk gemeinsam
47. Donna wird ausgebrütet
48. Moana fällt ins Wasser
49. Donna fällt ins Wasser
50. Die Retung des amerikanischen Jungen
51. Eine ungewönliche französische Familie und Vara-Vara
52. 3+4 Jahre Türkei
53. Zurück
54. „Ladoana“ in Trockenem
55. Eine Ode an die „Ost-Deutschen“
56. Diagnose Krebs
57. Ich verneige mich vor den Menschlichen Größe

K R E T A *(Chania, Kalyves)*

So, jetzt sitze ich hier auf meiner Terrasse auf Kreta und schreibe.

Warum Kreta? Einfach so. Wirklich! So etwa wie wenn man mit dem Finger irgendwo auf einen drehenden Globus zielt. Gut, nicht ganz so, aber fast.

Mein Mann und ich planten immer schon uns irgendwo in Griechenland niederzulassen. Als er krank wurde, planten wir das besonderes intensiv. Er meinte, Griechenland würde ihm gut tun. Es hatt nicht geklappt. Weder mit Griechenland noch mit seiner Genesung.

Unsere Larissa lernte in der Türkei einen jungen Mann kennen. Einen jungen Engländer. Ich mag Türken. Sehr! ABER….! Ich hatte immer Angst, dass

sie sich in einen jungen Türken verliebt, den sie dann heiratet. Es geht einfach nicht gut mit solchen Verbindungen. Meistens nicht. Eben ein ganz anderer Kulturkreis. Sollte ihr wirklich verboten werden fremden Männer in die Augen zu schauen?

Der junge Engländer hatte einen ähnlichen Lebensweg wie unsere Tochter. Er kam auch mit seinen Eltern vor einigen Jahren in die Türkei. Sie waren Englischlehrer in einer Privatschule in Izmir. Die junge Leute verliebten sie sich ineinander und heirateten. Sie kamen dann mit uns zurück nach Wien. Es fehlte ihnen zwar sehr das „besondere“ Leben, aber sie liebten sich. Und waren glücklich. Sechzehn Jahre lang. Dann nicht mehr. Sie ließen sich scheiden.

Für mich war das schlimm. Ich denke, ich habe das von meiner Mama. Obwohl es heute ziemlich „normal“ ist, bin ich gegen Scheidungen. Besonders wenn Kinder da sind. Da bin ich SEHR dagegen. Egal was kommt, den Kindern darf man die Familie nicht wegnehmen. Natürlich dabei meine ich nicht die extremen Fälle, wo Gewalt herrscht. Aber die sind selten Grund für Scheidungen. Man „versteht" sich nicht mehr…! Na und? Man versteht sich schon, aber man WILL sich nicht verstehen. Oft ist der Grund eine neue „Liebe“. Liebe ist schön, aber ist das wirklich Grund genug Kindern weh zu tun? Den Wesen weh zu tun die man am meisten liebt? Es ist purer Egoismus. Es kommt noch dazu (wie eine Strafe), dass es mit der nächsten „Liebe“ auch so weit kommt. Ich habe das nicht nur einmal gesehen.

Larissa war immer schon sehr bescheiden. Vielleicht hatte sie das gelernt von der "fast" Mutterschaft zu ihren zwei kleinen Schwestern. Dann die wahre Mutterschaft zu ihren zwei Söhnen. Jedenfalls hatte sie mir nie gesagt wie unglücklich sie darüber war in Wien zu leben. Sie, die mehr als ich unsere „besondere“ Lebensweise im Blut hatte. Wir hatten uns das ausgesucht, irgendwie vorgenommen, ganz bewusst. Sie hatte das eingeatmet, als das einzig Wahre, einzig Mögliche empfunden. Das hatten wir ihr „eingebrockt“. Gut, dann kam die Liebe….Aber jetzt?

Wir sprachen einmal miteinander per Skype. Sie wohnte in Wien mit ihren Jungs, ich in meiner „Ladoana“ in Ungarn, mit meinen zwei Mädchen. Wir sprachen über Musik. Über die schönen Wiener Lieder, über die alten und die neuen. Über den Wolfgang Ambros, Georg Danzer….und sie fragte mich ob mir "STS" etwas sagt. "Die sind genial", meinte sie. Nein, es sagte mir nichts, für mich ist der Hubert von Goisern genial. "Da gibt es ein Lied", sagte sie, "das ist schon fünfzehn Jahre alt", und sie möchte dass ich das höre. Das war meine ungarische Zeit, ich hatte nicht viel Ahnung von der österreichischen „Musikszene“, da ich nicht oft fernsah. Eine angenehme Angewohnheit noch vom Schiffsleben her. Heute besitze ich gar keinen. Dieses erwähnte Lied ist so etwas wie ihre Hymne, sagte sie zu mir.

Ich horchte auf. Meine Mama hatte mich schon gelehrt, ich sollte jaaa achten wenn eine Seele spricht. Ich merkte, dass da ihre Seele spricht.

In diesem Lied geht es um den Wunsch irgendwann für immer nach Griechenland zu ziehen. Später erfuhr ich, dass das die „Aussteiger-Hymne“ schlechthin ist. Während unseres Gesprächs schickte sie mir dieses Lied. Das Lied ist wunderschön, mit einem wunderschönen Text, und es heißt: “Einmal bleib i dann dort“. An einer Stelle sagte der Sänger:

„ Darauf gib i dir mein Wort!“

Ich weine sehr selten. In diesem Moment kamen mir die Tränen. Durch die Tränen sagte ich zu meiner Tochter:

“Kind, darauf gebe ich dir mein Wort, dass ich dich dort bringe!“

So sitze ich jetzt auf Kreta mit meiner Tochter, und bleibe „dort“.

Ich verließ „Ladoana“, mit dem Plan, dass ich hier eine neue „Ladoana“ eröffne. So viele, liebe Gäste von damals fragen mich fast tagtäglich, ob die neue, kretische „Ladoana“ schon in Betrieb ist. Sie möchten alle kommen! Manche waren schon da und gingen einfach in ein Hotel. Die kamen um mich zu sehen. Das ist eine große Freude und Ehre für mich.

Nein, in Betrieb ist die neue „Ladoana“ nicht. Ich habe kein Geld dafür. Ich muss erst die alte "Ladoana" in Ungarn verkaufen, was nicht so einfach zu sein scheint. Eben Krise. Wir haben aber ein kleines Cafe in der Altstadt von Chania. Das heißt „Lari Cafe“. Larissa hat große Freude damit.

Wie kam ich tatsächlich nach Chania? Ich muss zugeben, dass ich von dieser Stadt noch nichts gehört hatte. Heute kommt mir das schon unglaublich vor. Man sagt, dass das die schönste Stadt Griechenlands ist. Und ich glaube das!

Es ist lustig zu erwähnen, dass ich noch NIE auf Kreta war, und dass ich NIEMANDEN da gekannt habe. Aber ich habe beschlossen nach Kreta auszuwandern. Nach Kreta aus zwei Gründen. Erster Grund ist das Gefühl, dass hier alles so ursprünglich ist, so echt, so wild. Der Zeus ist doch hier geboren, zwischen den Schluchten bei dem Urvolk. Ich habe schon vorher alle Bücher von dem großartigen Nikos Kazantzakis gelesen, der unglaublicherweise nie den Literatur Nobel-Preis bekam, aber mehrere Male dafür vorgeschlagen wurde. Jetzt las ich alles noch einmal, noch intensiver, noch aufmerksamer. Ich bin seit einem Jahr hier und spüre all das was Kasantzakis schrieb.

„Alle Wunder um mich her drangen in mich ein, ich blühte und lachte… Und meine Seele verging trillend im Morgenlicht wie die Lerche, ich sah die gelbe zarte Lilie die ausgetrocknete, versteinerte Erde durchstoßen und erstrahlen in der Sonne. Ich sah rings die sanften, niedrigen Hügel, die dünnblättrigen Ölbäume… , die schlanke Zypresse, die sich zwischen den

Steinen wiegt, horchte auf die leichten harmonischen Glockenklänge einer unsichtbaren Ziegenherde, atmete den Duft, der vom Meer her über die Hügel reitend wehte…

„Kretas Geheimnis ist tief; wer seinen Fuß auf diese Insel setzt, spürt eine seltsame Kraft in die Adern dringen, und die Seele weiten;...“

„Auch ich denke an Kreta“, „An Kreta und an meine Seele... Wenn ich wieder geboren würde, so möchte ich das Licht auf diesem Fleckchen Erde wiedersehen.Hier gibt es einen unbezwingbaren Zauber.“

Es ist ein wunderbares Land. Ich höre oft die Worte von vielen Leuten:

“Na klar gefällt es dir dort so gut…., Klima, Meer……!“

Oh nein! Es ist nicht das Klima und das Meer. Das ist angenehm, stimmt, aber das ist nur so etwas wie ein Bonus. Das wäre zu wenig, das wäre zuwenig Grund für meiner Begeisterung. Die Menschen sind es! Nur die Menschen! Die Kreter! Wenn die auf dem Nord- oder Südpol leben würden, würde ich dort auch hinziehen. Meine jüngste Tochter Donna sagte einmal einen Satz bei dem man sich nicht vorstellen kann, dass es jemals ein größeres Lob für Kreta geben könnte. Nicht einmal von Nikos Kasantzakis:

„Ich verstehe nicht, dass nicht alle Menschen auf Kreta leben möchten!“

Mein zweiter Grund, warum ich auf Kreta leben wollte, ist der, dass ich irgendwann wieder eine Pension haben möchte und da Kreta so weit südlich liegt, ist auch das Klima dementsprechend mild, was wiederum bedeutet, das die Touristensaison länger ist.

Ich hatte irgendwann ein nettes Wiener Ehepaar zu Gast in meine Ladoana. Ich bekam mit, dass der junge Mann Kontakt zu Kreta hatt. Er ist Musiker und auf seinem Programm steht hauptsächlich griechische Musik. Ich schrieb ihm und fragte ihn ob er jemanden auf Kreta kennt, der mir behilflich sein könnte. Ja, und wie! Eines seiner Bandmitglieder und seine Frau kommen aus Kreta, aus Iraklion. Iraklion sagte mir schon etwas. Man kennt doch die Hauptstädte. Ich hätte aber auch Chania kennen müssen da Chania bis 1971 die Hauptstadt von Kreta war.

Meine Töchter und ich besuchten die junge Frau aus Iraklion die seit acht Jahren in Wien lebte mit ihrem Mann und zwei Kindern. Sie ist übrigens sehr unglücklich dort und sehr traurig, dass sie nicht mehr auf Kreta leben. Ich erzählte ihr, dass ich nach Kreta möchte und vorzugsweise in den Süden, da ich öfters hörte, dass ich dort „gehöre“, da dort Platz für Individualisten ist, so wie ich einer bin, meinten die Leute, was ich für ein großes Kompliment halte. Sie meinte, nein, dort wäre im Winter nichts los und ausserdem wäre die Hauptattraktion für Touristen – Chania. (Das ist auch ihre Lieblingsstadt, wie sie uns sagte.) Da hörte ich zum ersten Mal diesen Namen, von ihr (für uns)

komisch ausgesprochen, mit einer starken Betonung auf den letzten Buchstaben. Chaniaaa – hörte sich das an. Natürlich, richtig.

Also, nach - Chaniaaa!

Jetzt sind wir hier und unbeschreiblich glücklich. (Übrigens, unsere Terasse, 300 Quadratmeter groß, von welcher ich die ganze Souda Bay vor mir habe, befindet sich in einem entzückenden, kleinen Ort neben Chania, mit einem herrlichen Sandstrand, mit Name - Kalyves.)

Ich habe das Gefühl, dass ich auf eine Postkarte lebe.

Ich lese immer noch sehr viel. Auf meiner Terrasse. Jetzt natürlich nicht mehr nautische Bücher, sondern griechische Mythologie. Logisch!

Ich kenne schon ziemlich alles, alle Götter, alle Geschehnisse; wer, wo, mit wem….recht amüsant. Schöne Geschichten, Märchen….ABER so wie in der Bibel, auch Geschichten und Märchen „mehr oder weniger glaubwürdigen Kindergeschichten“, da verbirgt sich bekanntlich mehr, viel mehr. Ich versuche es so wie Gott (verzeihe mir Gott, ich will dir nicht gleichstehen, wie könnte ich das), aber ich habe von dir gelernt – du siehst was im Herzen ist, ich versuche es auch. Das willst du doch?

Also ich versuche es den Tiefsinn zu sehen. Immer und überall!

Ich las: "Gaia, die Mutter Erde, eine Tochter des Chaos, aus dem alles entstand, „Chaos“, die VERWORRENE, GESTALTLOSE Urmasse, aus der allmählich die Welt, die Götter, Luft, Erde, Meer und alle Bewohner gebildet wurden“.

Ovid nennt dieses Urelement „einen rohen und ungeordneten KLUMPEN, in welchem alles Feindselige durcheinander lag und sich gegenseitig bekämpfte, bis das Ganze durch Scheidung der mannigfaltigen Elemente entwirrt wird“.

Uns Menschen beschäftigen hauptsächlich unsere kleinen, persönlichen Dingen. Für die Großen sind wir gezwungen - Lebensunterhalt zu verdienen, das Land zu „verteidigen“, seinen Nächsten zu beschützen….
Manche schaffen es über dieses hinaus zu wachsen. Mutter Theresa zum Beispiel, Ghandi, Martin Luther King, Albert Schweitzer und noch viele andere – wahre Helden.

Wir „Nicht-Helden“, erheben diese „persönlichen Dingen“ so oft zu unnötigen Problemen, da entstehen dann auch so viele „unnötige“ Gefühle. So wie Hass, Liebe, Eifersucht, Neid….und dann haben wir erst recht die Probleme. Oder glauben wir sie zu haben.

Ja, die Liebe gehört auch dazu.

Wie kommt es überhaupt zu Liebe? (Da meine ich die Liebe zu bis dahin mir unbekannten Menschen). Wie kommt es, dass man sich in ein Bild verliebt, in ein mir persönlich unbekanntes Idol, in jemanden den man zum Beispiel nur durch Briefe kennt? Heute durch das Internet. Man glaubt nicht nur verliebt zu sein, man LIEBT auf einmal. Gott, gehen wir mit unserer Liebe leichtsinnig um!

Ich habe bei Richard David Precht gelesen: “Die Liebe ist ein flüchtiges Konstrukt unserer Vorstellungskraft“. Er sagte noch: “Viel mehr als im Leben wurde die romantische Liebe in der Herzschmerz-Literatur erfunden“. Lustig zu erwähnen ist auch, dass er „Die Leiden des jungen Werthers“, von „einem gewissen Herrn Goethe“ (er hat ihm so genannt, nicht ich), „ein anspruchsvoller Herzschmerz-Roman“ nennt.

Nein, nicht aus Herzschmerz-Romanen entstand dieses Gefühl, es entstand, so wie alle anderen Gefühle auch, aus „verworrener, gestaltloser Masse“, aus „Klumpen“ - aus unserem GEHIRN!

Vielleicht hat Gott das gemeint wenn er zu Samuel sagte:

„Gott sieht nämlich nicht auf das, worauf der Mensch sieht. Der Mensch sieht, was vor den Augen ist, der Herr aber sieht das Herz.“

Ich habe meine Lebensgeschichte recht einfach geschrieben. Ich liebe Einfachheit und kurze Fassungen, und (ich versuche mich im Englisch) - understatement. Aber hinter jedem meiner Steinchen verbergen sich viele kleine Geschichten.

MARIZA

Das kleine Haus unterscheidet sich kaum von anderen kleinen Häusern die unregelmäßig verstreut auf den lieblichen Hügeln der kroatischen Hinterbergen liegen. Diese Hinterberge befinden sich rund um die kroatische Hauptstadt Zagreb, deren Name bedeutet – "Hinterberg".

Das Haus liegt sanft angelehnt an dem grünen Hügel, umrandet mit alten Obstbäumen, die aber „verjüngt“ ausschauen durch die weißgekalkten, nicht zu starken Stämme. Das Weiß reicht bis zu den zarten, im Frühling mit weißen und rosa Blüten geschmückten Ästen. Das braune, sehr schräge Dach scheint das Haus zu umhüllen und zu beschützen,nicht nur vor Schnee und Regen, sondern vor allen Gefahren, da es im Verhältnis zu den weißgetünchten Mauern sehr groß ist. Man sieht kaum die braun gestrichenen Fenster, die am unteren Rand rote Geranien tragen, in verschiedenfarbige, alte Töpfe eingepflanzt. Um das Haus herum stehen auch überall verstreut und mit den verschiedensten Blumen beflanzte alte Töpfe, in alle Größen und Farben. Vor dem Haus, inmitten der grünen Wiese, liegt säuberlich vom niedrigen Gras abgegrenzt, der kleine Gemüsegarten, frei von Unkraut und Obstbäumen. Da sprießt der Lauch der unlängst eingepflanzten jungen Zwiebeln und dem Knoblauch. Der grüne Salat fängt schon Köpfe zu formen an, neben den etwas dünkleren Kohlköpfen. In der Mitte des Gärtchens, wie kleine, hölzerne Soldaten, stehen hohe Holzstäbe, um welche sich Tomatenpflanzen zart zu schmiegen anfangen. Dazwischen, im Wind leicht wiegend, sieht man die blauen Blüten, des schon hochgewachsenen Rittersporns. Um die vordere, linke Seite des Hauses rankt sich bis zum tief abfallenden Dach, eine wilde Rose mit ihren hellrosa Blüten, die später im Herbst Hagebutten tragen werden, aus denen man im Winter den dunkelroten Tee zubereitet.

Etwas abseits liegt ein umgefallener Baumstamm, neben dem die Hühner nach verlorenen Samen und Regenwürmern suchen. Oben auf dem Stamm, trohnt der rotbraune Hahn der hin und wieder mit den Flügeln schlägt und dazu mit erhobenem, kleinem Kopf stolz und schrill kräht. Der mittelgroße, weiße, zottelige Hund, hebt faul seinen Kopf und schaut vorwurfsvoll in Richtung Störenfried, um sich dann wieder zu einem Knäuel zusammenzurollen.

Ein, in einen hellblauen Rock und in eine weiße Bluse gekleidetes, kleines Mädchen kommt barfuß aus dem Haus und geht in Richtung einer kahlen Stelle, die im Gras zu sehen ist. Sie setzt sich nieder, ihre säuberlich

geflochtenen Zöpfchen, an deren Enden rote Maschen angebunden sind, berühren dabei fast die Erde. Sie fängt an, die kleinen, leeren Blumentöpfe mit Erde, die ein wenig mit Sand vermischt ist, anzufüllen. Dann steht sie wieder auf und holt in einer verrosteten Kanne, die einmal grün war, Wasser aus einem Trog, der neben dem alten Brunnen steht. Sie fängt vorsichtig an, das Wasser, in die mit Erde gefüllten Töpfe zu gießen. Als sie damit fertig ist stülpt sie die Töpfe um, einen neben den anderen und freut sich, dass ihre „Küchlein" nicht zerfallen sind. Am Ende legt sie um den Rand jedes „Küchleins" ein paar Steinchen, und in die Mitte überall drei kleine Gänseblümchen. So, die Gäste können kommen!

Sie fühlt sich wohl in ihrem Heim, sie kannte zwar nichts anderes, aber das Gefühl der Zufriedenheit, wich nie von ihr weg. Sie lebt hier mit ihrer Großmutter, die immer mit einem weißen, mit bunten Blüten bestickten, langen Rock, mit der dazu passenden Bluse und dem Kopftuch bekleidet ist, und mit ihrer Mama, die immer schwarz trägt, weil der Papa nicht aus dem Krieg zurückgekommen ist. Der Papa, den sie nur von den Bildern kennt, die über dem matten Spiegel, in der gemütlichen, kleinen Stube hängen. Auf einem Bild ist die Mama auch dabei, bekleidet mit auch so einer weißen Tracht wie die Oma, und der Papa hat eine hohe Mütze auf, die ihm schräg über die Stirn gezogen ist. Auf dem anderen Bild ist nur der Papa, das ihn in einer grauen Uniform zeigt, am Kopf hat er eine viereckige Soldatenkappe auf, die ganz gerade sitzt.

Sie wusste schon, dass sie einmal auch etwas anderes kennenlernen wird und sie freut sich darauf. Aber das ist irgendwo in weiter Ferne, wenn sie dann groß und erwachsen ist.

Nein, weder groß noch erwachsen ist sie, als sie etwas anderes kennenlernt. Ihre Mama hat eine Arbeit in der naheliegenden Stadt bekommen, von der sie schon so viel gehört hat, in Zagreb. Mama hat sie nicht bei der Oma lassen wollen, da sie sonst nichts anderes auf dieser Welt hat, außer ihr, wie die Mama sagt, und sie zwei gehören zusammen. Das kleine Mädchen ist sehr glücklich darüber, auch deshalb weil die Mama nicht mehr schwarz trägt. Und die Oma können sie jeden Sonntag besuchen und bei ihr richtigen Kuchen essen. Nur ein wenig Angst hat sie von dem Wort „Kindergarten". Wenn die Mamas arbeiten gehen, kommen die Kinder in so einen Garten.

Ah, wie alles anderes ist als bei uns zuhause.... Man hat das Gefühl, dass man sich verlieren kann zwischen diesen hohen, grünen Mauern, aus so fremdartig riechenden, dichten Büschen, wenn man die anderen kleinen Mädchen nicht hört, wie sie dahinter tuscheln und kichern. Kleine Kuchen kann man hier auch machen, aber die macht man in so einem großen Becken wo man sich auch verloren vorkommt, so ganz allein, denn die anderen Mädchen sind immer zusammen, nicht in ihrer Nähe. Und Gänseblümchen gibt es hier auch keine. Da kann der Marko nicht ihre Blümchen stehlen und ihre Kuchen zerstören. Oh ja, sie weiß schon, dass das der Marko war. Aber sie hat ihn nicht verraten. Sie sah ihn durch ihr Fensterchen, wie er einmal spät am Abend heimlich in ihren Garten kam und ihre Kuchen zerstörte, aber sie

sah auch wie er drei ihrer Blümchen mitnahm. Sie sah ihn auch schnell davonlaufen, verjagt vom Hund, der Zeljov heißt. Sie haben dann mit dem Zeljov geschimpft, Mama und Oma, da sie dachten, dass er die Kuchen zerstört hat. Sie hat ihm am nächsten Tag heimlich eine ganz große Wurst gegeben, sozusagen als Entschuldigung, dass sie nicht den wahren „Täter“ genannt hat. Sie sah den Marko auch oft wie er auf einem ganz hohen Baum sitzt und sie beobachtet wie sie ihre Kuchen bäckt oder über die Schnur springt.

Markos Haus liegt etwas höher als das des kleinen Mädchens. Auch auf einem Hügel. Aber da die Stelle, an der das kleine Mädchen spielt, sich vor ihrem Haus befindet, muss er auf den einzigen, hohen Baum in seinem Garten, einen Kirschbaum steigen, um sie zu sehen. Er mag das kleine Mädchen, weil es so schöne, blaue Augen hat und es gefällt ihm wie sie ihren Kopf neigt, so seitlich, als ob eines ihrer Zöpfchen schwerer wäre als das andere, und ihren Kopf ein wenig zu Seite zieht. Sie spielt auch selten mit den anderen kleinen Mädchen, die wie es scheint Gänse nachahmen wollen mit ihrem ewigen Gegackere. Darum steigt Marko auf den Kirschbaum um sie zu sehen. Er hat sie schon ein paar Mal fragen wollen, ob er mit ihr Kuchen backen darf, nur um in ihrer Nähe zu sein. Aber das kann er nicht, so eine “weibische Beschäftigung“ ist nichts für ihn. Er hat genug „Weiber“um sich herum. Er hat noch drei Geschwister und das sind alles Mädchen. Die sind schon erwachsen und langweilig. Nur Papa und er, sind die „Männer“im Haus. Der Papa behandelt ihn auch als solchen, wie einen Mann. Nein, er kann mit ihr nicht Kuchen backen, statt dessen ist er eines Abends dort gewesen und hat ihren Kuchen zerstört. Nur drei Gänseblümchen hat er mitgenommen. Er wollte auch die anderen mitnehmen, aber der weiße, zottelige Hund hat ihn vertrieben. Er hat dann die drei Blümchen in einem alten Buch, das auf dem Dachboden liegt, versteckt. Eigentlich gepresst hat er sie, so wie er das bei seinen Schwestern gesehen hat, nur die verstecken ihre Blümchen nicht auf dem Dachboden, sondern in ihren Gebetsbüchern. Die nehmen sie dann immer am Sonntag mit, wenn sie in die Kirche gehen.

Die weiß gestrichene, kleine Kirche steht etwas abseits des Dorfes, auf einem langen Hügel, umrandet von hohen Lindenbäumen, die im Sommer ihren herrlichen Duft weit verbreiten. Durch die Bäume sieht man nur wenig von dem hellblauen Dach der Kirche, aber der hohe, schlanke Turm überragt die Lindenbäume so, dass man ihn von sehr Weitem sieht.

Sonntags, in der Kirche, sitzen die alten Frauen ganz vorne, die hinten, in drei Reihen geordneten Bänke, sind recht gemischt belegt. Nur die kleinen Jungs schauen, dass sie ganz weit weg von den Mädchen sitzen, aber heimlich schauen sie ständig in ihre Richtung und sind ganz ruhig. Man sieht ihnen an, dass sie Angst vor den Mädchen haben. Nur Marko nicht. Er setzt sich auf alle möglichen Plätze, wo es ihm gerade gefällt und schaut ganz offen, fast frech, in Richtung der Mädchen. Sein wacher Blick bleibt aber meistens am kleinen Mädchen mit den blauen Augen und den roten Maschen am Ende ihrer Zöpfchen, hängen. Ruhig ist er auch nicht. Irgendetwas treibt ihn immer dazu,

dass er irgendeinen „Unsinn“ macht, wie die Erwachsenen von ihm sagen. Eigentlich möchte er gar nicht „Unsinn“ machen, aber er kann nicht anders. Man kann einfach nicht nur herum sitzen und nichts machen, hat er das Gefühl. Er weiß auch, dass man das von ihm erwartet und er kann nicht auf einmal „brav“ sein. Das ist so, wie wenn man nicht lebt, sagt er sich in seinem wuscheligen, meistens nicht frisiertem Kopf. Angst vor den Mädchen hat er schon gar nicht. Die sind doch alle langweilig, so wie seine Schwestern, denkt er. Nur das kleine Mädchen mit den roten Mäschchen nicht. Er ist fest entschlossen sie zu heiraten, wenn er dann erwachsen ist. Sie brauchen ohnehin einen Mann im Haus. Er wird sie beschützen und Holz für sie hacken... Sie wird für ihn richtigen Kuchen backen, und seine Socken stopfen.

So in Gedanken versunken, hat Marko fast vergessen, dass er eigentlich „verpflichtet“ ist irgendeinen „Unsinn“ zu machen, darum verschiebt er schnell die hölzerne Bank unter sich, die ein höllisches Lärm macht. Alle Köpfe schauen zu ihm, mit bösen Gesichtern. Nur ein Kopf schaut nicht böse drein, er könnte schwören, dass die blauen Augen ihn anlächeln.

Das kleine Mädchen im Kindergarten, hat keine Lust alleine Sandkuchen zu backen. Und überhaupt sehnt sie sich nach ihrer Mama, ihrer Oma, nach ihrem Dorf, nach Zeljov... ...und nach Marko. Sie weiß, dass er sie mag. Er sitzt immer auf seinem Kirschbaum um sie zu sehen. Er nahm auch ihre Blümchen mit. In der Kirche schaut er immer in ihre Augen, um zu sehen wie sie seinen Unsinn findet. Wie neuerlich, als er die große Bank absichtlich verschoben hat. Die anderen Jungs würden sich das nie trauen. Die sitzen da und schütteln die Köpfe wie die Erwachsenen. Wenn sie aber keiner sieht stehlen sie Obst von fremden Obstbäumen, sagen unanständige Worte und quälen die Katzen. Aber nicht Marko. Sie hat ihn einmal gesehen wie er einen kleinen Vogel aufgehoben hat, der nicht fliegen konnte. Dann ist er auf alle Bäume die in der Nähe standen geklettert, bis er ein Nest fand in dem andere kleine Vögel waren. Ich werde ihn einmal heiraten, sagt das kleine Mädchen zu sich selbst. Dann werde ich für ihn Hühnersuppe kochen, seine Hemden mit rotem Zwirn besticken..., er wird den Schnee im Winter von unserem Weg wegräumen und er wird dann auch Geld verdienen, damit kann ich mir auch solche schöne Kleider kaufen, wie sie die anderen Mädchen hier tragen, und ich werde unsere Kinder nicht in so einen „Garten“ schicken, wo keiner mit ihnen sprechen will.

Die wissen nicht einmal, wie ich heiße!

„Wie heißt du?“

„Mariza!“

„Und du?“

„Vesna!“